Menschliche Tragikomödie.

Dritter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Dritter Band.

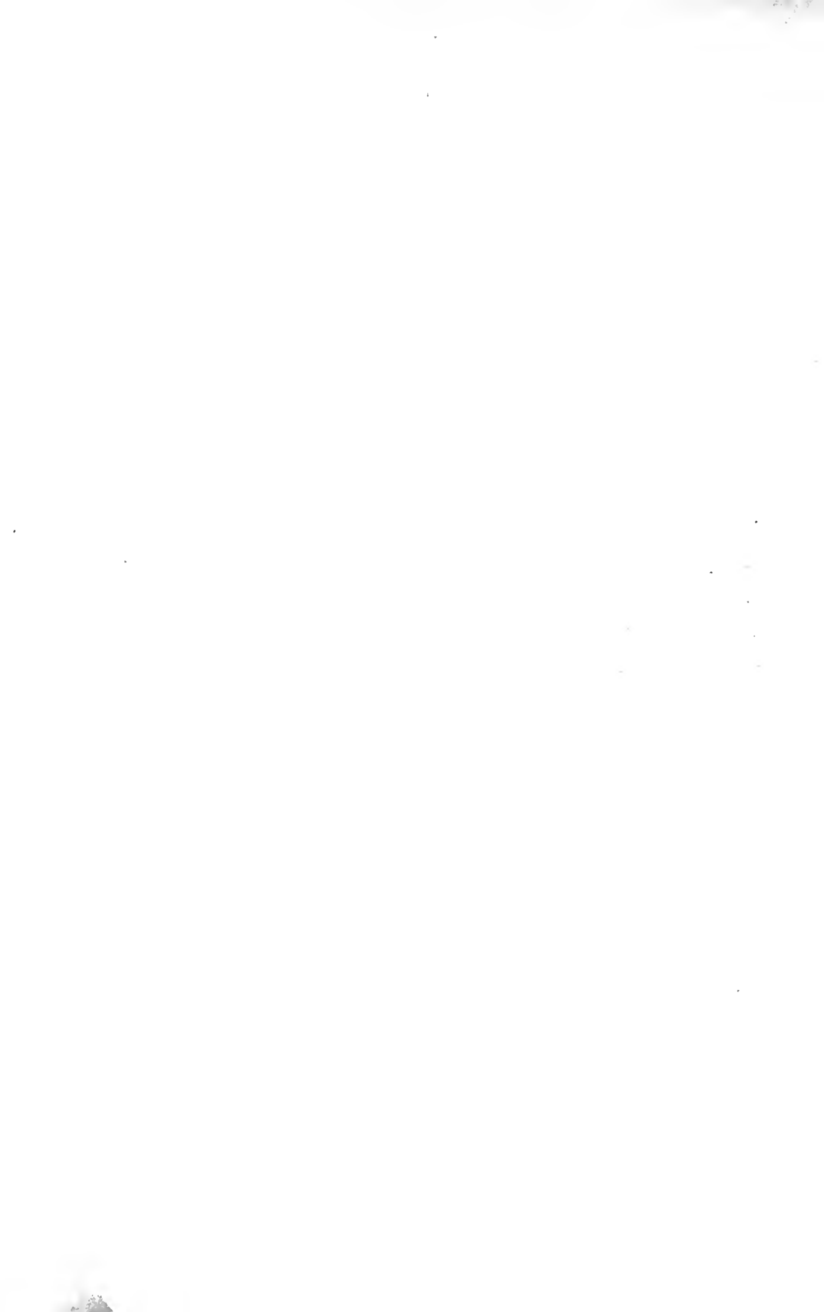
Wir alle leiden am Leben.
Göthe.

Vivre c'est souffrir.
Napoléon I.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.



Inhalt des dritten Bandes.



Der letzte Sonnensohn.

> Seitdem es eine Geschichte gibt, haben die Menschen einander gequält und gemordet, und allem nach werden sie es so treiben, solange es eine Geschichte geben wird.
>
> Göthe.

1.

Werden, wachsen, blühen, welken, vergehen! Das ist das ewige Gesetz der Natur und der Geschichte. Wie für die Pflanze und wie für die einzelnen Menschen, so gilt es auch für die Völker. In seiner 1844 geschriebenen Strophe:

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand,
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land —"

hat Freiligrath dieses Naturgesetz, diese weltgeschichtliche Thatsache in schöne Worte gekleidet.

In unsern Tagen ist für den von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin sich vollziehenden Wechsel von leben und sterben im Universum das Modewort „Kampf ums Dasein"

aufgekommen. Es hat seine Vollberechtigung. Nicht nur „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein", sondern existiren wollen heißt kämpfen müssen. „Fressen oder gefressen werden!" Es gibt kein Drittes. Diese eiserne Nothwendigkeit steigt von den niedrigsten Organismen bis zu den höchsten empor. Vom Grashalm bis zum Menschen, vom Menschen bis zu den Weltkörpern — alles kämpft um sein Dasein. Wir wissen jetzt, der Golden-Zeitalter-Friede, welcher im Beginne der menschlichen Gesellschaft geherrscht haben soll, ist nur eine Fabel für Kinder, der „ewige Friede", welcher die sociale Entwickelung krönen soll, ein Märchen für ausgewachsene Schwachköpfe. Die Geschichte der Menschheit war, ist und bleibt ein ewiger Krieg. Wozu aber der ganze Gräuel? Ja, wer das wüsste! Alle Religionen, alle Philosopheme haben die traurige Räthselfrage nach „des Menschenlebens Sinn und Frommen" zu beantworten versucht und haben alle mitsammen als Antwort nur ein Chaos von Unsinn zuwegegebracht.

Die sogenannte Weltgeschichte zeigt uns, wie ein Volk nach dem andern auf die geschichtliche Bühne tritt, mit mehr oder weniger Geschick und Kunst seine Rolle spielt, mehr oder weniger Effekt macht und dann abgeht, einen mehr oder weniger nachhaltigen Eindruck hinterlassend. Wo sind denn die Nationen und Staaten, welche im Alterthum die „Heldenrollen" innehatten? Wo ist das ägyptische, das assyrische, das persische, das makedonisch-griechische, das römische „Weltreich"? Schon lange dahin, schon lange zu Moder geworden, um die Erde für das Wachsthum von neuen Staatengebilden zu düngen. Für jedes Volk, für jeden Staat gilt das alte Seherwort:

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt" —

wobei nur zu bemerken, daß beim Hinsinken der verschiedenen Iliosse von Heiligkeit durchaus nichts wahrgenommen zu werden pflegt. Das Welken von Pflanzen, Thieren, Menschen, Völkern und sicherlich auch von Gestirnen ist eben ein hässlicher Proceß. Seine Hässlichkeit ist das genaue Gegenbild zur

Hoffnungsfrische des Wachsens und zum Schönheitsglanze des Blühens.

Wollt ihr ein solches Völkerwelken mitansehen? Blickt nach Spanien!

Vor dreihundert Jahren — eine wahre Bagatelle von Zeit! — war dieses Land die führende und gebietende „Weltmacht“. Heute ist es eine Ruine. Eine Ruine allerdings, die sich noch immer für einen Staatsbau ausgeben möchte; aber trotz alledem eine Ruine, in zur Permanenz gewordenen Revolutionen, Gegenrevolutionen, Palastskandalen und Bürgerkriegen Stein für Stein zerbröckelnd. Im 16. und noch im 17. Jahrhundert stand der dichterische und künstlerische Genius des Landes schöpfungsmächtig da: Zurbaran, Velasquez und Murillo malten; Cervantes dichtete den Don Quijote, eins der tiefsinnigsten Werke, welche jemals einem Poetengehirn entsprungen sind; Lope entfaltete eine geradezu wunderbare Hervorbringungskraft; Calderon schuf den spanischen Faust („el magico prodigioso“), Moreto die graziöseste Komödie der Weltliteratur („el desden con el desden“). Heute trägt die spanische Literatur sklavisch die Schleppe der französischen, welche früher bei ihr die umfassendsten Anleihen aufgenommen hatte, und seit langem vermag Spanien an der wissenschaftlichen Arbeit Europas in ihren höheren und höchsten Graden nicht mehr theilzunehmen.

Spanien ist an der Religion zu Grunde gegangen, also an etwas, dessen, die Herren von der Materie mögen sagen, was sie wollen, die menschliche Gesellschaft nie und nirgends entbehren konnte, kann und können wird. Denn, wie ich auch hier wiederholen muß, die Religion ist der Idealismus des Volkes. Sie ist und bleibt das einzige Mittel, wodurch sich das Volk — ich rede natürlich nicht von dem abstrakten Ding von „Volk“, welches die Jan-Bockolte unserer Tage lächerlich-willkürlich zusammengeschneidert und aufgeschwindelt haben — mit der idealen Welt, die aller Kraftstoffelei zum Trotz ein sehr reales kulturgeschichtliches Motiv ist und bleibt, in Beziehung setzen

kann, wenn auch noch so unzulänglich und in noch so grotesken Formen. In Spanien hatte sich, wie jedermann weiß, die Religion infolge der jahrhundertelangen Kämpfe der sogenannten Christen mit den Islamiten zum wildesten Fanatismus hinaufgesteigert. Alles wurde diesem geopfert. Der Spanier war immer Katholik, Spanier oft, Mensch nie, außer in seinen Lastern. Die Inquisitionsfeuerbrände, welche die spanischen Ketzer verzehrten, haben auch die ganze Zukunft der Nation versengt.

Aber gewiß ist auch, zur Zeit, wo die Religion in Spanien zu so hochrother Feuerblüthe ausgeschlagen war, da hat sie — immer in ihrem Sinne freilich — das gesammte Dasein der Nation auf allen Gebieten zu außerordentlicher Kraftentwickelung gebracht und unzählige neue Beweise für die alte Thatsache geliefert, daß die Religion, wie sie die furchtbarsten Leidenschaften im Menschen aufzustürmen vermag, so auch die edelsten menschlichen Triebe zur Vollbringung der staunenswerthesten, ja geradezu unerhörter Thaten anzueifern versteht.

Denn — und damit lenken wir auf den Boden hinüber, auf welchem unsere Historie spielt — es kann keinem Zweifel unterstellt werden, daß dem blendenden, von Romantik funkelnden Heldenzug, welchen die Spanier im 16. Jahrhundert durch die unermesslichen Länderstrecken der neuen Welt führten, das Kreuz vorangetragen wurde. Allerdings, der wilde Golddurst, welcher durch die ins Märchenhafte übertriebene Kunde von den edlen Metallschätzen Amerika's in den Spaniern geweckt worden, die zur fixen Idee gewordene Vorstellung vom „El Dorado“, ebenso die durch die Moriskenkriege bis zur hellen Don-Quijoterie hinaufgespannte spanische Abenteuersucht, endlich der den Unterthanen des „Weltmonarchen“ Karl V. unschwer angeflogene Größenwahn, alle diese Elemente haben zur Weckung, Schärfung und Schulung eines Unternehmungsgeistes, für welchen der Begriff des Unmöglichen gar nicht vorhanden war, sehr viel beigetragen. Aber die Seele der spanischen „Conquista“, das heißt der beispiellosen Er-

oberungen der Spanier in der Neuen Welt, war thatsächlich doch die Religion, derselbe glühend-fanatische Glaube, welcher jeden Spanier innigst überzeugt sein ließ, daß er für die Sache Gottes und der heiligen Jungfrau stritte, daß er, je mehr „Seelen“ der rothen Heiden er zur Hölle spedirte, um so zuversichtlicher erwarten dürfte, daß seine eigene Seele in den Himmel eingehen werde. Ohne die völlige Hingabe der spanischen „Conquistadoren“ an ihren religiösen Wahn wären ihre Vollbringungen geradezu unerklärlich, im Guten wie im Bösen. Es ist ein und derselbe spanische Katholicismus gewesen, welcher das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, die gräuelhaften „Glaubensakte“ (Autos de fé) feierte, die deutschen Protestanten bei Mühlberg schlug, das Henkerschwert Alba's in den Niederlanden führte, den großen Teokalli in Tenochtitlan erstürmte und den goldenen Tempel der Sonne in Kuzko zu einer Soldatenbeute machte.

2.

In Truxillo, einer Stadt der Landschaft Estremadura, wurde um das Jahr 1471 ein Bastard geboren, Francisko Pizarro, dessen früheste Kindheit so verwahrlos't war, daß später die nicht gerade reinliche Sage ging, das von seiner Rabenmutter ausgesetzte Findelkind wäre nur durch die Barmherzigkeit einer säugenden Sau am Leben erhalten worden. Sicher ist, daß der wildaufgewachsene Junge keinerlei Unterricht empfing, nicht lesen, nicht schreiben lernte und, um sein Leben zu fristen, Schweinehirt werden mußte. Aber der arme Bursche hatte etwas, viel sogar von dem Metall in sich, aus welchem bedeutende Menschen geschmiedet werden, unter Umständen Helden oder Heilande, unter andern Umständen weltgeschichtliche Schurken oder Scheusale. Will man gerecht sein, so muß man sagen: Pizarro war zwei Drittel Held und ein Drittel Scheusal. Im übrigen ein

rechtgläubiger Spanier jeder Zoll, ein ganzer Mann, scharfverständig, schlau, zäh, unbeugsam, skrupellos, das verwirklichte Ideal eines spanischen „Conquistador“, für welchen das Wort „Furcht“ ein ganz inhaltsloser Schall gewesen ist.

Die Erzählungen von den Wundern der Neuen Welt, damals das Tagesgespräch in Spanien, setzten die echtspanische Phantasie des Schweinehirten in Brand. Er warf seinen Stab weg, bettelte sich nach Sevilla durch, woselbst die Banden des „El Dorado“ suchenden „Heldengesindels“ sich zu sammeln und einzuschiffen pflegten, und gelangte nach Westindien hinüber. Im Jahre 1510 befand er sich auf Hispaniola und versuchte sich, unterstützt von seinem entfernten Verwandten Hernando Kortez, dem nachmaligen Eroberer Mexiko's, als Pflanzer. Später ein Gefährte des kühnen Balboa, welcher im Jahre 1513 den unerhört mühsäligen Entdeckungszug über die Landenge von Darien unternommen hatte, war er einer der ersten Männer von weißer Rasse, deren Blicke auf den ungeheuren Spiegel des stillen Oceans gefallen sind. Nachmals, so um 1515 herum, ist er als Hauptmann in den Diensten des Don Pedrarias, Statthalters von Panama, und erfreut sich auch des Besitzes eines Landgutes von sehr mäßigem Umfang in der Nähe dieser Stadt, von welcher aus die Entdeckungs- und Eroberungszüge der Spanier sich zunächst gegen Norden und Westen, später auch nach Süden richteten. Zur Zeit von 1524 war infolge der entdeckenden und der erobernden Thätigkeit der Spanier in Amerika bereits ein unermessliches Gebiet der spanischen Krone unterworfen.

Nun gelangten die bestimmteren Botschaften von der wundersamen Eroberung Mexiko's nach Panama und thaten eine zündende Wirkung. Eine um so zündendere, als mit der Kunde von dem märchenhaft glanzvollen Ausgange des mexikanischen Abenteuers zugleich unbestimmte Gerüchte von einem fabelhaft reichen Kulturstaat im Süden unter den Kolonisten von Darien sich verbreiteten. Unser gewesener Schweinehirt und dermaliger Hauptmann vernahm mit äußerster Spannung die beiderlei Neuigkeiten. Er mochte

finden, daß er, jetzt ein Fünfziger, es eigentlich noch nicht sehr weit gebracht hatte in der Neuen Welt. Er mochte etwas in sich fühlen, das ihm sagte: „Was dein Vetter Kortez konnte, das kannst du auch und vielleicht sogar noch ein bißchen mehr. Wie wäre es, so ich an einem der Entdeckungs- und Eroberungsgeschäfte, welche jetzo, in südlicher Richtung unternommen — nach dorthin soll ja das wahre El Dorado liegen — nachgerade bei uns in Panama sehr in die Mode kommen, unzögerlich mich betheiligte?"

Von Entdeckungs- und Eroberungsgeschäften sprach ich und zwar mit Bedacht. Zur Stunde wäre es noch zeitgemäßer, von Entdeckungs- und Eroberungsgründungen zu sprechen. Denn, in Wahrheit, die spanischen Conquistadoren waren richtige „Gründer" in ihrer Manier. Sie „machten" in Länderfindung und Länderraub, wie die modernen Börsenräuber — welche ich nicht mit ordinären Taschendieben zu verwechseln bitte — in „Türken" und „Rumänen" machen. Das fieberhafte Aufsuchen des El Dorado war nachgerade zum wohlkalkulirten Aktiengeschäfte, zur Gründerei in mehr oder weniger großem Stile geworden.

Inbetracht seiner eigenen unzulänglichen Mittel that sich demnach Pizarro nach Mitgründern um und fand solche in dem zu einigem Vermögen gekommenen Kriegsmanne Diego de Almagro und in dem Pfarrer Hernando de Luque. Die drei Dons legten demnach ihr Vermögen in einer Spekulation an, welche die Ausführung und, selbstverständlich, die Ausbeutung des angeblich im Süden von Darien gelegenen Goldlandes Peru zum Zwecke hatte. Almagro besorgte den Ankauf, die Ausrüstung und Bemannung von zwei kleinen Schiffen, und maßen Panama ein Ort war, wo immer eine hinlängliche Anzahl von Abenteurern, Strolchen und Desperados umherlungerte, konnte Pizarro, als Führer der „Expedition", im November von 1524 aus dem Hafen der Stadt absegeln. Er kam freilich nicht nach El Dorado und überhaupt nicht sehr weit. Ungeahnte Widerwärtigkeiten aller Art zu Wasser

und zu Lande nöthigten ihn zur Umkehr. Allein er brachte nach Panama doch dieses Ergebniß mit, daß, je weiter man südwärts steuerte, die Sage von einem in jener Richtung gelegenen großen und so zu sagen von Gold starrenden Reiche immer bestimmtere Gestalt gewann.

Daraufhin gingen unsere Gründer nur noch energischer ins Zeug. Auf den Kredit Sr. Hochwürden Don Luque wurden 20,000 „harte Thaler" (pesos duros) aufgetrieben und damit die Kosten der Ausrüstung einer zweiten Expedition bestritten. Am 10. März von 1526 vereinbarten und unterzeichneten die drei Spekulanten ein Dokument, welches zu den absonderlichsten Kuriositäten der Geschichte gezählt werden mag: nämlich eine Vertragsurkunde, kraft welcher „im Namen Christi", wie der Eingang lautete, die drei Associés festsetzten, daß die zu entdeckenden und zu erobernden Länder, soweit sie zum Reiche Peru gehörten, zu gleichen Theilen unter sie, die drei Geschäftstheilhaber, getheilt werden sollten und zwar „mit allem Zubehör, was besagte Länder an Menschen, Thieren, Gold, Silber und Edelsteinen enthielten, mit selbstverständlichem Vorbehalt jedoch der Oberherrlichkeit der Krone Spanien und der aus dieser Oberherrlichkeit fließenden Rechte". Zu einer solchen Naivität der Philosophie des Raubes hat sich das moderne Gründerthum doch kaum hinaufzuschwindeln gewusst. Drei Lumpe theilen förmlich unter sich ein noch gar nicht aufgefundenes Reich „mit allem Zubehör" — der kolossalste Humbug, die tollste Don-Quijoterie; aber ganz ernsthaft gemeint und mit derselben echtspanischen Grandezza betrieben, womit der sinnreiche Kaballero aus der Mancha in der Stallmagd von Toboso eine Prinzessin sah und begrüßte.

Auf zwei Schiffen, welche eine Bemannung von hundertzwanzig Mann hatten, fuhren Pizarro und Almagro diesmal von Panama südwärts und gelangten, an der Küste hinsteuernd, bis zur Mündung des Flusses, welcher nachmals der Rio San-Juan hieß. Hier überfiel Pizarro ein am Ufer gelegenes Dorf der Eingeborenen und machte

eine nicht unbeträchtliche Beute an Schmucksachen aus Gold — ein Vorglanz so zu sagen vom Goldlande Peru. Also rüstig weiter nach Süden zu, immer weiter! Aber mit jedem Tage steigt auch die Mühsal der Fahrt. Ein Theil der Mannschaft meutert und fordert die Rückkehr nach Panama. Man geht ans Land und hält eine Art Kriegsrath. Einander schnurstracks widersprechende Ansichten werden mit mehr oder weniger heftigem Gebärdenspiele vorgebracht. Pizarro steht auf: „Genug des Geschwätzes!“ Dann zieht er sein Schwert und zeichnet mit der Spitze desselben eine von Osten nach Westen gehende Linie in den Küstensand und sagt:

„Freunde und Gefährten, seht, auf dieser Seite liegen Mühsal, Hunger, Regen, Sturm, Verlassenheit und Tod, aber auch Peru mit seinen Schätzen; auf jener Seite Gefahrlosigkeit und Sicherheit, aber auch Panama mit seiner Armuth. Jeder nun wähle, was er für gut hält! Was mich angeht, ich gehe südwärts.“

Das heldische Wort that seinen Dienst, wenn auch nur bis zu dem Grade, daß eine Anzahl entschlossener Männer bei dem Führer auszuharren und die Unternehmung weiter zu führen beschlossen, während die andern auf einem der beiden Schiffe nach der Landenge von Darien zurückkehrten.

Noch nahezu acht an prüfungsvollen Zwischenfällen reiche Monate hatte der kühne Mann alle seine Klugheit und Standhaftigkeit aufzubieten, um nicht unverrichteter Dinge zurückkehren zu müssen. Endlich gelang es den El-Dorado-Fahrern, die nachmals Pasado genannte Landspitze zu umschiffen, und ihr Fahrzeug glitt nun auf einer bislang noch von keinem europäischen Schiffskiel getheilten Meeresfläche dahin, immer weiter nach Süden, bis es in die schöne Bucht von Guayaquil einfuhr.

Mit weitgeöffneten Augen blickten sie auf die zugleich großartige und anmuthige Scene, welche sich vor ihnen entfaltete. Der schmale, aber üppig grüne Ufersaum, durch welchen sich zahlreiche Wasseradern dem Meere zuwanden,

war mit einer Reihe von Städten und Dörfern besetzt. Hinter diesen Sitzen einer zahlreichen Bevölkerung hob sich der riesige Bergwall der Anden oder Kordilleren jählings empor, hier in zwei seiner schönsten Kolosse gipfelnd, in dem breitkuppeligen Chimborasso und in der blendend weißen Pyramide des Kotopaxi.

Am nächsten Morgen kreuzten unsere Abenteurer die Bucht und gingen vor Anker angesichts der wohlgebauten Stadt Tumbez, deren ganzes Aussehen ihre Zugehörigkeit zu einem civilisirten Staatswesen bezeugte. Das Zeugniß trog nicht. Tumbez war eine volkreiche Stadt des Inka-Reiches.

Das so lange, so mühsälig gesuchte El Dorado war gefunden; denn Pizarro landete an der Küste von Peru.

3.

Wo lag Peru? Wie war es mit dem Inka-Reiche?

Amerika — das darf jetzt für ausgemacht gelten — hat seine Urbevölkerung von Asien her erhalten. Wir können uns die Stunde vorstellen, wo ein Halbthier von Mensch nordasiatisch-mongolischer Rasse seine Blicke über die Beringstraße hinüberwarf und sich fragte: Kann ich da hinüber gelangen? Diese Frage muß so oder so gelös't worden sein, denn die Rassegenossenschaft der asiatischen Mongolen und der amerikanischen Indianer scheint einer begründeten Anzweifelung kaum noch unterstellt werden zu können. Im übrigen ist die vorzeitliche Geschichte Amerika's bis zur Ankunft der Europäer in der Neuen Welt vorerst ein Chaos, für dessen Entwirrung und Aufhellung zwar schon vieles gethan worden, aber noch weit mehr zu thun sein wird. Die zwei großen Pfadesucherinnen und Pfadefinderinnen, die vergleichende Sprach- und Religionsforschung, haben hier noch eine ungeheure Wildniß zu durchwandern.

Geschichtliche Thatsache ist vorderhand, daß die indianische Bevölkerung Amerika's vor der Ankunft der Europäer auf sehr verschiedenen Kulturstufen stand. Ebenso, daß die Spanier im 16. Jahrhundert in Centralamerika schon auf die ruinenhaften Ueberbleibsel einer bereits zu Grunde gegangenen Civilisation stießen. Endlich, daß wir durch die Vermittelung der spanischen Conquistadoren von den Zuständen, von der Macht und von dem Verderben der zwei bedeutendsten Staats- und Gesellschaftswesen, welche die Kultur der amerikanischen Rothhäute geschaffen hatte, vom Azteken-Reich in Mexiko und vom Inka-Reich in Peru, umfassende Kunde besitzen. In welchem Lichte den erobernden Spaniern diese beiden Staatswesen erschienen, bezeugt schon der Umstand, daß sie dem Beherrscher von Mexiko wie dem von Peru den Titel ihres eigenen Monarchen, den Titel Karls des Fünften, den Titel „Kaiser" (emperador) beilegten und damit die außerordentliche Machtstellung dieser indianischen Fürsten anerkannten. Freilich mag hierbei auch die Absicht der Eroberer, die Größe ihrer Wagnisse und ihrer Erfolge in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, mit im Spiele gewesen sein.

Als Pizarro und seine Miträuber — denn diese Bezeichnung gebührte im Grunde doch der ganzen Sippschaft — an der Küste von Peru erschienen, hatte dieser Staat das Hochmaß seiner Ausdehnung erreicht, während seine Gesundheit und Kraft schon im Sinken begriffen waren. Man kann die ungefähren Gränzmarken des Reiches bestimmen, wenn man sagt, daß die Inka-Kaiser das ganze Gebiet beherrschten, welches heutzutage die vier sogenannten Republiken Ekuador, Peru, Bolivia und Chile einnehmen. Der unterirdische Reichthum des Bodens war ein außerordentlicher und namentlich durfte Peru mit Grund ein Goldland, das Goldland heißen. Die oberirdische Bodenbeschaffenheit dagegen konnte sich an Fruchtbarkeit mit den östlichen Küstenländern von Süd- und Mittelamerika bei weitem nicht messen. Im peruanischen Reiche musste gearbeitet werden und zwar tüchtig, um die nöthigen Lebens-

mittel für die Bevölkerung zu beschaffen. Die große Meisterin Noth mit ihrer erstgeborenen Tochter Arbeit, sie waren auch hier, wie überall, die Kulturbringerinnen.

Man hat die Anfänge der peruanischen Civilisation früher am Titikakasee suchen zu müssen geglaubt, ist aber jetzt vergewissert, daß diese Civilisation in und bei Kuzko ihren Ursprung genommen habe. Diese Stadt, deren Name „Nabel" bedeutet, war der geheiligte Mittelpunkt des Inka-Reiches, und es drängt sich uns als ein denkwürdiger Zusammenklang in den Anschauungen grundverschiedener und einander wildfremder Völker die Erinnerung auf, daß die Hellenen ihr Nationalheiligthum Delphi ebenfalls den „Nabel" (der Erde) genannt hatten. Von Kuzko aus war die peruanische Kultur in der Form der Eroberung südwärts bis an die Gränzen des Araukanerlandes, nordwärts bis über Quito hinaus vorgedrungen. Ostwärts erstreckten sich die Gränzen des Reiches bis hinauf zur Wasserscheide der Anden und da und dort auch über die Kämme derselben hinüber und in die Pampas des südamerikanischen Festlandes hinein. Unlange vor der Ankunft der Spanier hatte das Reich der Inka den Gipfel seiner Machthöhe erreicht.

Auf den Anfängen der Völkergeschichten liegt der Nebel des Mythus, vom Strale der religiösen Idee mehr oder weniger hell besonnt. Die Menschen wussten sich es nicht zu erklären, wie es gekommen, daß sie sich nach und nach entbestialisirt hatten, daß sie allmälig so klug, so anstellig, so civilisirt geworden wären. Da musste ihnen denn eine „höhere Macht" das Thierfell geschoren haben, so zu sagen. Auch die Peruaner hatten demnach ihren Kulturmythus, das heißt, auch *sie* führten den Ursprung ihrer Vermenschlichung auf „überirdische Mächte" zurück, wie solche zu glauben, zu fürchten und zu verehren den naturwüchsigen Menschen das Gefühl seiner Ohnmacht und Hilfebedürftigkeit allzeit und überall zwang und zwingt. Man muß übrigens gestehen, die heilige Sage der Peruaner und ihre organisch entwickelte Religion waren verhältnißmäßig gar nicht so übel, ja gewissermaßen rationell. Knüpften sie sich doch

an die große Lebensspenderin und Lebenserhalterin, an die Sonne. Diese sicht- und fühlbare, unerschöpfliche Wohlthäterin nannten die Peruaner die „Mutter der Menschheit", und sie verehrten sie dankbar als ihre höchste Gottheit. Im Beginne der Zeiten hatte die große Mutter ihre zwei Kinder, den Manko Kapak und die Mama Oello, auf die Erde herabgesandt, um die Menschen zu entwildern, sie zu bilden und in ein geordnetes Staats- und Gesellschaftswesen hinüberzuführen, sie die Landwirthschaft, die Gewerbefertigkeiten, alle Künste des Friedens zu lehren. Manko und Mama waren Bruder und Schwester, zugleich aber auch Mann und Weib und von ihnen stammte die Dynastie der Herrscher von Peru, das Geschlecht der „Inka", welches Wort Herr, Fürst, König bedeutet.

Die berechtigte Frage, ob schon vor den Inka in Peru eine ältere Kultur vorhanden gewesen, mag hier billig unerörtert bleiben. Gewiß ist, daß mit dem Aufkommen der Inka der peruanische Staat zu existiren anhob. Ebenso, daß dieser Staat und mit demselben alles, was wir unter peruanischer Civilisation zu verstehen pflegen, allem nach nicht sehr weit in unser Mittelalter zurückreicht, indem das Auftreten des zweifelsohne geschichtlichen und nachmals vonseiten der dankbaren Peruaner vergötterten Kulturhelden Manko Kapak kaum höher als in den Anfang des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufzurücken ist. Die Nachfolger des Begründers der Inka-Dynastie handhabten Krieg und Eroberung, welche ja in der Geschichte viel häufiger, als die Unwissenheit meint, an der menschlichen Kultur sehr kräftig mitarbeiteten, ohne Frage als Civilisatoren. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erweiterte der Inka Topa Yupanqui die Gränzen des Staates im Süden bis weit nach Chile hinein, während sein Sohn Huayna Kapak, der bedeutendste Mann seines ganzen Hauses, in nördlicher Richtung die Fahne Peru's bis gegen Centralamerika hinauftrug und Quito unterwarf.

Die Beherrscher von Peru waren Theokraten, das heißt, sie waren als angebliche „Sonnensöhne", als Ab-

kömmlinge der höchsten Gottheit, zugleich politische und religiöse Despoten und genossen durchweg göttlicher Verehrung. Ihr geistlich-weltliches Skepter vererbten sie nach dem Rechte der Erstgeburt, das heißt, der erstgeborene Sohn der „Koya" — so hieß die rechtmäßige Gemahlin des Inka's, welche zugleich seine Schwester sein musste, im Unterschiede zu dem ungezählten Schwarme der Insassinnen des kaiserlichen Harems — wurde der Nachfolger seines Vaters. Der kaiserliche Hofhalt war pracht- und prunkvoll, so recht goldschimmernd. Der Inka-Palast in Kuzko bildete mit seinen Nebengebäuden eine Stadt für sich. Er machte mit dem „Korikancha" (wörtlich Goldhaus), das heißt, dem Reichstempel der Sonne — in Ansehung der Kostbarkeit des Materials seiner Ausschmückung wohl das reichste Gebäude, welches jemals die Erde getragen hat — und mit dem hauptstädtischen Kastell die Dreizahl der großartigsten Bauwerke Peru's aus. Die kolossalen Trümmer der Festung erregen noch jetzt das Staunen der Betrachter. Es waren zu dieser Burg Bausteine verwendet von 38 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 6 Fuß Dicke, und diese Steinblöcke sind — ohne daß die Peruaner den Gebrauch des Eisens kannten, wohlverstanden! — so genau zugehauen und in einander gefügt gewesen, daß man keine Messerklinge in die Fugen zu stecken vermochte. Die Abgötterei, welche mit den Inka im Leben getrieben wurde, folgte denselben auch in den Tod. Ihre Lieblingsdiener und Gunstsklavinnen wurden ihnen als Todtenopfer dargebracht. Mit ihren aus dem Körper genommenen Eingeweiden begrub man die kostbarsten Juwelen und Geräthschaften der Todten. Die Leichname wurden kunstvoll balsamirt und mumisirt und die Mumien im Korikancha auf goldene Stühle gesetzt.

Die Familie der Inka hatte sich im Verlaufe der Zeit außerordentlich vermehrt und die zahllosen Nebensprösslinge bildeten den Inka-Adel, eine Kaste, welcher alle höheren Staats-, Kriegs-, Gerichts- und Kirchenämter von „rechtswegen" zukamen. Von Eroberungsrechtswegen, denn es ist klar, daß die Inka und der Inka-Adel die Abkömmlinge

des Volksstammes gewesen sind, welcher erobernd in Peru eingedrungen war und, weit höher gebildet als die Urbewohner des Landes, diese unterworfen hatte. Die Nachkommenschaft der unterworfenen Urbewohner aber machte das aus, was wir „Volk" zu nennen gewohnt sind, im alten Peru die dienende, frohndende Masse.

Das Reich war in vier Provinzen eingetheilt und darum von seinen Bewohnern nicht Peru, sondern die vier Himmelsgegenden („Tavantinsuyu") genannt. Das Volk seinerseits zerfiel in Gruppen von 10, von 50, von 100, von 1000 und jeder dieser Gruppen stand ein Edelmann als Beamter vor, sodaß sich vom Zehnmännerhauptmann bis zum Provinzstatthalter eine wohlgefugte Bureaukratie hinaufgipfelte. Jeder dieser Würdenträger war in seiner Sphäre zugleich Verwaltungs- und Justizbeamter. Die Gesetzgebung zeichnete sich durch Strenge und Bündigkeit aus. Auf Mord, Ehebruch, Diebstahl und Blasphemie, das heißt auf Lästerung der Sonne oder des Inka's, stand der Tod. Aufruhr gegen den Inka galt für ein so ungeheuerliches Verbrechen, daß es nur durch gänzliche Vertilgung der Bewohnerschaft einer aufrührerischen Landschaft gesühnt werden konnte. Das Inka-Reich war, wenigstens in den Augen der Peruaner selbst, ein sehr streitbares. Die Armee, mit Bogen, Wurfspeeren, Schleudern, Morgensternen und Streitäxten bewaffnet und regelrecht in von Inka-Officieren verschiedener Grade befehligte Rotten, Bataillone und Regimenter eingetheilt, zählte zuletzt nicht weniger als 200,000 Mann. Die Civilverwaltung arbeitete mit größter Regelmäßigkeit. Für den Verkehr war gesorgt. Es gab Poststationen, Postbeamte und Postläufer, obzwar nur für den Gebrauch des Inka und der Regierung, und von Kuzko bis Quito hinauf lief jene Reichsstraße, welche Alexander von Humboldt, der sie in ihren Trümmern gesehen, bekanntlich „eins der riesenhaftesten Werke, welche je von Menschen ausgeführt wurden", genannt hat.

Das eigenthümlichste Charaktermerkmal der altperuanischen Kultur waren jedoch die Eigenthumsverhältnisse.

Denn im Inka-Staate war ja das kommunistische Ideal verwirklicht, da es, streng genommen, ein Privateigenthum gar nicht gab. Die ganze urbare Bodenfläche des Landes war in drei Theile zerlegt. Der Ertrag des ersten gehörte der Sonne, das heißt der Klerisei und dem Kult; der Ertrag des zweiten der Inka-Familie und dem Inka-Adel; der dritte war unter das „Volk“ Kopf für Kopf gleichmäßig vertheilt. Alljährlich wurde die Theilung dieses Bodendrittels erneuert und jedem Familienhaupte sein Jahresbesitz nach der Mitgliederzahl seiner Familie zugemessen, welche Einrichtung auf einer genauen Registerführung über Geburten und Todesfälle beruhte. Diese mittels der sogenannten Quippus-Schrift geübte Statistik ermöglichte auch die Durchführung eines streng geordneten Steuerwesens, dessen Last, maßen Klerus, Adel und Beamtenschaft steuerfrei waren, ausschließlich auf dem Volke lag. Die Entrichtung der Steuern geschah durch Arbeit jeglicher Art. Die „miserà contribuens plebs“ Peru's frohndete als Bauer, als Bergmann, als Handwerker, als Soldat, als Arbeiter an den Staatsgebäuden und Staatsstraßen. Das ganze Dasein des peruanischen Volkes war in das Netz bureaukratisch-kommunistischer Bevormundung eingeschnürt und kann für Augen, welche sehen wollen, den unwiderleglichen Beweis liefern, daß der Kommunismus unfehlbar dem Menschen jede Selbstbestimmungsfähigkeit entzieht und demnach naturnothwendig in die schlimmste Sklaverei ausläuft.

Wie in der Regel jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, so hat auch jedes Volk einen Gott, dessen Wesen die Bildungsstufe und Anschauungsweise der Gesammtheit seiner Verehrer widerspiegelt. Ist dieser Satz wahr, so gestattet er einen nicht ungünstigen Schluß auf die Kultur und den Nationalcharakter der Peruaner. Das religiöse Fühlen und Glauben derselben hob sich über die Stufe der bloßen „Naturreligion“ empor. Denn nicht nur als eine göttliche Naturmacht, sondern auch als ein beseeltes, durchgeistigtes Wesen, als eine mit Bewusstsein wollende Gottheit wurde die Sonne gedacht und dieser

Gottesbegriff streifte um so näher an den Monotheismus, als das mythologische Beiwerk desselben von ganz untergeordneter Bedeutung war. Nur die Gott-Sonne hatte Kirchen, Klerus und Kult. Ganz fest war in dieser Sonnenreligion das Dogma von der Unsterblichkeit der Menschenseele hingestellt und mit dieser Vorstellung verknüpfte sich die weitere von einem sogenannten Himmel und einer sogenannten Hölle im sogenannten Jenseits. Der Gottesdienst war im ganzen so, wie er einer als sittliche, milde und wohlthätige Macht gedachten Gottheit gebührte. Eine Hauptkulthandlung war das knieend und mit der Sonne entgegengebreiteten Armen verrichtete Gebet. Immerhin kamen auch Menschenopfer vor, vielleicht ein von dem Inka-Volk übernommener Brauch der barbarischen Urbevölkerung des Landes. Sonst wurden als Opfer Edelsteine, Gold, Silber, Blumen, Früchte, Weihrauch, Schafe und Lamas dargebracht. Auch in der Form der Askese wurde die allen Religionen gemeinsame Opferidee verwirklicht: denkwürdig insbesondere durch das Institut der Sonnenjungfrauschaft. Die Sonnenjungfrauen, das heißt die peruanischen Vestalinnen oder Nonnen — nur Töchter des Inka-Adels konnten solche werden — lebten unter der Leitung einer Aebtissin oder Priorin nach bestimmten Regeln in Klöstern zusammen. Welche von ihnen sich gegen das strenge Keuschheitsgelübde, das sie als „Bräute des Sonnengottes“ ablegen mussten, verfehlte, wurde lebendig begraben. Nur zu Gunsten des Sonnensohns, das heißt des regierenden Inka, gab es eine Ausnahme.

Die Sommersonnenwende brachte das religiöse Nationalfest, das zu Kuzko mit höchster Prachtentfaltung gefeierte „Intip Raymi“, das Sonnenfest, wobei der Inka, der Papst der Sonnenreligion, dem stralenden Gott aus mit „Chika“ (gegohrenem Maissaft) gefülltem Goldpokal ein feierliches Trankopfer spendete, in dem Augenblicke, wo das Tagesgestirn am östlichen Horizont hinter den majestätischen Andesfirnen emporstieg.

Alles in allem genommen, stand das Heidenthum der Peruaner an Reinheit, Sittlichkeit und, falls der Ausdruck

überhaupt statthaft ist, an Vernünftigkeit dem Christenthum der spanischen Inquisitoren daheim und der spanischen Conquistadoren draußen keineswegs nach. Im Gegentheil, sehr im Gegentheil, zumal noch zu sagen ist, daß im alten Peru das Verhältniß der beiden Geschlechter ein sehr sittsames, das Familienleben innig, die Kinderzucht sorgsam und die Umgangsformen fein waren. Auch Kunst und Poesie waren verhältnißmäßig entwickelt. Neben der Architektur blühte namentlich die Schmelz-, Schmied- und Ciselirkunst. Der Geist der Volkspoesie war thätig und noch heute singt die indianische Bevölkerung Lieder, welche schon zur Inka-Zeit gesungen wurden. Auch höhere Gattungen der Dichtkunst scheinen eifriger Pflege sich erfreut zu haben. Wenigstens ist uns ein altperuanisches, in der Kechuassprache gedichtetes Drama, betitelt „Ollanta", überliefert worden, welches zur Zeit der letzten Inka und auch noch nach der spanischen Conquista über die Bühne ging.

Allein trotz alledem trug die peruanische Gesellschaft den Keim frühzeitigen und unaufhaltsamen Welkens in sich: sie musste an ihrem Kommunismus sterben, die Eigenthumslosigkeit brachte sie um. Nur die Einrichtung des Privateigenthums begründet das große Gesetz des socialen Vorschritts, das heißt, den thatkräftigen Trieb im Menschen, sein Loos zu verbessern. Diesen Trieb kannte der Peruaner nicht: er konnte ja nichts werden, als wozu seine Geburt ihn gemacht hatte. Die naturnothwendige Folge war, daß sich ein grauer Schleier von Gleichgiltigkeit über die Intelligenz des Volkes herbreitete und daß es sich widerstandslos einem schläfrigen Dahinvegetiren ergab. Wie hätte es also dem Glaubens- und Goldfanatismus, der unbezähmbaren Energie der spanischen Conquistadoren widerstehen sollen? Diesem „Heldengesindel", welches bei seinen fast unglaublichen Wagnissen noch dazu durch alle Vorzüge einer höheren Rasse und durch alle Vortheile einer vorgeschritteneren Kultur unterstützt wurde.

Um die geschichtliche Thatsache des Sturzes von Staaten und des Unterganges von Nationen her schlingt die Legende allerlei bunte Sagenfäden. So will auch die Sage der

Peruaner, daß schon auf den höchsten Glanz von Peru — welchen auf einem Missverständnisse beruhenden Namen erst die Spanier dem Lande gaben — der dunkle Schatten einer fernher drohenden Wolke gefallen sei und das herannahende Verderben in der Form dunkler Ahnungen sich angekündigt habe. Im Volke schlich von altersher die Sage um, Fremdlinge, wie man sie nie gesehen, würden dereinst ins Land kommen und dasselbe erobern; Kometen erschienen am Himmel und die Erde bebte. Das zum großen Sonnenfest in Kuzko versammelte Volk sah in der Luft eine Schar von Falken einen Adler angreifen, welcher tödtlich verwundet zu Boden fiel. Die Priester murmelten düstere Weissagungen. Selbst den großen Inka Huayna Kapak erfasste ein trübes Vorgefühl. Nicht ohne Grund. Hatte er doch von dem Erscheinen weißer bärtiger Männer am Gestade der Südsee sichere Kunde erhalten. Das war Balboa mit seinen Gefährten gewesen. Der Inka konnte nicht ahnen, daß unter diesen Wagehälsen auch der Mann, Pizarro, sich befand, welcher sobald das Reich Tavantinsuyu vernichten sollte; aber sterbend deutete Huayna Kapak die Erscheinung der bärtigen Blassgesichter auf die „Fremdlinge" der alten Sage.

Seine traurige Ahnung hatte den Inka nicht betrogen, aber freilich hatte er selber die Erfüllung beträchtlich gefördert, sodaß Peru's Verderben von innen heraus schon angehoben hatte, als die Gefahr der spanischen Conquista von außen herankam. Huayna Kapak war auf den Irrweg gerathen, die festgefugte Staatsordnung mit eigener Hand zu zerbrechen, indem er sich durch seine Vorliebe für einen seiner jüngeren Söhne, welcher Atahuallpa hieß, verleiten ließ, zu Ungunsten seines ältesten Sohnes Huaskar, des legitimen Kronprinzen, die Thronfolgeordnung abzuändern und zwar in der Form einer Theilung des Reiches. Die südliche Hälfte mit der Hauptstadt Kuzko erhielt Huaskar, die nördliche mit der Hauptstadt Quito erbte Atahuallpa. Nach dem wahrscheinlich im Jahre 1525 erfolgten Tode des großen Inka kam es, wie es bei der rastlosen, kriegerischen,

ehr- und herrschsüchtigen Sinnesweise Atahuallpa's kommen musste. Nachdem der Herrscher von Quito etliche Jahre lang Frieden gehalten, hob der Bruderkrieg um den Alleinbesitz des Inka-Reiches an. Am Fuße des Chimborasso trafen die Heere der feindlichen Brüder zur blutigen Entscheidung aufeinander. Sie fiel zum Nachtheile des älteren Bruders aus. Eine zweite, auf der Ebene von Quipayan geschlagene Schlacht noch mehr: Huaskar wurde der Gefangene seines Bruders, welcher sich jetzt des ganzen Reiches seines Vaters bemächtigte und mittels Thaten wilder Grausamkeit den Peruanern seinen vollständigen Triumph und die ganze Schwere seiner Despotie verkündigte.

Dies geschah im Jahre 1532 und schon etliche Monate darauf brach das spanische Verhängniß über Peru herein.

4.

Was war aber derweil aus dem Hauptträger dieses Verhängnisses geworden? Wo befand sich Pizarro? In Spanien.

Der weiland Hüter der Schweine hatte aus alledem, was er in Tumbez gesehen und gehört, unschwer die Ueberzeugung geschöpft, daß denn doch seine Absicht, das Inka-Reich zu erobern, und die Eroberungsmittel, über welche er dermalen, das heißt, nach endlicher Findung vom El Dorado, zu verfügen hätte, in einem geradezu lächerlichen Missverhältnisse ständen. Wir müssen das Geschäft gründlicher nehmen und auf eine solidere Basis stellen, sagte er sich, und maßen dies in dem lumpigen Panama, wohin wir alsbald zurückkehren müssen, keine Möglichkeit ist, so will ich nach Spanien hinüber und die Krone selbst für das Unternehmen zu interessiren suchen.

So that er; denn der Mann war einer von jenen entschlossen anpackenden, bei denen dem Gedanken so gewiß und so rasch die That folgt wie dem Blitz der Donner.

So finden wir zu Anfang des Sommers von 1528 Pizarro in Spanien am Hofe Kaiser Karls des Fünften, in dessen Reichen bekanntlich die Sonne nie unterging, der aber niemals Geld hatte und wie der größte Monarch so auch der größte Pumper seiner Zeit gewesen ist. Da war es nun merkwürdig zu sehen, mit welcher Sicherheit der Ex-Eumäos von Truxillo auf dem glatten Hofboden sich zu bewegen wusste. So etwas haben die formsicheren Menschen romanischer Rasse doch vor uns viereckigen Germanen voraus, denen es zwar nicht zur Schande gereicht, daß sie nicht zu schauspielen vermögen, aber auch nicht zum Ruhme, daß sie des Formsinnes mehr als billig ermangeln.

Der durchwetterte Abenteurer gewann dem Kaiser soviel Theilnahme ab, als dieser kalt rechnenden Natur überhaupt abzugewinnen war. Pizarro besaß ja jene kunstlose, aber energische Beredsamkeit, wie sie zum Befehlen bestimmten Menschen angeboren zu sein pflegt. Seine Schilderungen dessen, was er seit zwanzig Jahren in der Neuen Welt geschaut, gehört, gelitten und gestritten, mögen dem Kaiser, welcher sich bislang um die amerikanischen Dinge wenig gekümmert hatte, zuerst eine bestimmtere und deutlichere Vorstellung von der Beschaffenheit und dem Werthe der unermesslichen Besitzungen beigebracht haben, welche da drüben der spanischen Herrschaft unterworfen waren. Pizarro, der seinen Mann und dessen ewig leere Taschen kannte, unterließ auch nicht, den Goldreichthum des neu entdeckten Landes Peru vor den gierigen Augen Karls schimmern zu lassen, und legte um dieses sein Wortgemälde her den Rahmen peruanischer Goldproben, welche er fürsorglich mitgebracht hatte. Der Kaiser empfahl darauf Pizarro und dessen Angelegenheit dem „Rathe von Indien“, also der obersten Kolonialbehörde Spaniens, und diese hat dann im Juli von 1529 einen förmlichen Vertrag mit unserem Macher in Länderfindung und Gründer von Eroberungsgeschäften abgeschlossen. Kraft dieses Vertrages sollte dem Pizarro, welcher zur Erhöhung seines Ansehens zum Hidalgo (Edelmann) und zu einem Ritter von San-Jago gemacht wurde,

das Recht der Entdeckung und Eroberung des Landes Peru zustehen und sollte er nach vollbrachter Besitzergreifung Titel, Rang, Machtvollkommenheit und Einkommen eines Statthalters haben. Seine beiden ursprünglichen Mitgründer wurden ebenfalls bedacht, indem Almagro die Bestallung als Gobernador und Pater Luque die als Bischof der Stadt und Provinz Tumbez erhielt. Pizarro seinerseits übernahm die Verpflichtung, binnen sechs Monaten eine feldtüchtige Truppe von zweihundertfünfzig Mann aufzubringen, wobei ihm die Regierung zur Beschaffung von Geschützen und Munition behilflich sein sollte.

Der also mit Brief und Siegel förmlich zum Conquistador ernannte San-Jago-Ritter vermochte die seinerseits übernommene Vertragspflicht nur mühsälig zu erfüllen. Im Januar von 1530 segelte er sodann mit der aufgebrachten Streitmacht aus Spanien ab, und als er, in Panama angelangt, seine Mannschaft musterte, hatte er hundertdreiundsechzig Soldaten zu Fuß und siebenundzwanzig zu Pferd in erträglich guter Ausrüstung. Mit dieser Handvoll verwegener Gesellen fuhr Pizarro im Januar von 1531 zur Eroberung Peru's aus, nachdem er seinem Geschäftstheilhaber Almagro aufgegeben hatte, in Panama noch weitere Mannschaft anzuwerben und ihm dieselbe unter der Führung tüchtiger Officiere nachzusenden. Dies geschah denn auch und war der eifrige Almagro im stande, binnen kurzem drei kleine Schiffe mit Verstärkungen seinem Gesellschafter nachzusenden und zwar unter der Führung von Don Belalkazar und Don Hernando de Soto, zwei Rittern, welche in der Vorderreihe der Eroberer von Peru glänzten und von denen der letztgenannte außerdem als Entdecker des Stromgebietes des Missisippi in der Geschichte Amerika's einen unvergänglichen Namen sich gesichert hat. In der Bucht von Guayaquil vereinigten sich diese Verstärkungen mit der Mannschaft des Conquistadors.

In Tumbez gelandet, trat Pizarro in lebhaften Verkehr mit den Bewohnern der Stadt. Das Mittel sprachlicher Verständigung boten etliche Eingeborene, welche der Eroberer

bei seinem ersten Besuch aus Tumbez mitgenommen und die als seine Begleiter auf der Fahrt nach Spanien inzwischen spanisch sprechen gelernt hatten. Einer dieser Dolmetscher, den die Spanier Felipillo getauft hatten, spielte in der Geschichte der Eroberung seines Vaterlandes eine nicht unwichtige Rolle, ganz dieselbe Rolle, welche in der Geschichte der Eroberung von Mexiko eine indianische Dolmetschin und Geliebte des Kortez, die schöne und kluge Donna Marina, innehatte. Pizarro scheint sich überhaupt das Verfahren seines Vetters in Anahuak vielfach zum Muster und Vorbilde genommen zu haben, wie das ja auch in den Verhältnissen lag. Er verwandte zuvörderst große Achtsamkeit darauf, zu Tumbez über die Zustände der fremdartigen Welt, welche er betreten hatte, genau sich zu unterrichten und Einsicht in die Sachlage im Inka-Reiche zu gewinnen. Was er erfuhr, zeigte ihm erst recht die Größe und Schwierigkeit seines Unternehmens, aber auch, was dasselbe erleichtern könnte. Hierbei war von äußerster Wichtigkeit die Kunde von dem soeben ausgefochtenen Bruderkriege zwischen Huaskar und Atahuallpa. Pizarro musste sich ja erinnern, wie sehr die Zwistigkeiten der verschiedenen Volksstämme von Anahuak dem Kortez zu gute gekommen waren. Allerdings war der Sieger Atahuallpa im unbestrittenen Besitze der Gewalt, aber immerhin ließen sich, kalkulirte der Spanier, aus der Art und Weise, wie der Inka zur Herrschaft über das ganze Reich gelangt war, allerhand wichtige Vortheile ziehen. Unter anderen dieser, daß die fremden Eindringlinge sich einem gewiß nicht kleinen Theile der Peruaner als Befreier von dem Joche eines tyrannischen Usurpators darstellen konnten. Die Menschen wollten und wollen ja zu allen Zeiten belogen und betrogen sein.

Weiterhin galt es dann zunächst, in dem fremden Lande an einer wohlgelegenen Stelle der Küste festen Fuß zu fassen, wie das Kortez in Mexiko durch die Anlage von Veracruz bezweckt und erreicht hatte. Demzufolge wurde südlich von Tumbez im schönen Thale von Tangarola eine

Pflanzstätte gegründet, welche den Namen San-Miguel erhielt. Sie sollte als Aus- und Einschiffungsort, als Stütz- und Zufluchtspunkt dienen.

Während an der Gründung dieser ersten spanischen Kolonie auf dem Boden des Sonnenreiches gearbeitet wurde, brachte Pizarro in Erfahrung, daß der Emperador von Peru dermalen nicht in der Hauptstadt residirte, sondern in einer Entfernung von etwa zwölf Tagemärschen zu Kaxamalka, welche Stadt in einem von einer Quellader des Amazonenstromes gebildeten Thale der Anden gelegen war, sein Hoflager aufgeschlagen hätte. Sofort erhob sich im spanischen Lager die Frage, was nun zu thun wäre. Ob es räthlicher, stracks den weiten Südmarsch nach der Hauptstadt Kuzko anzutreten, von woher eine ungeheure Goldbeute winkte, oder aber die dermalige Residenz des Inka's aufzusuchen? Pizarro war Politiker genug und hatte sich über das Wesen des Inkathums auch schon ein so sicheres Urtheil gebildet, daß er den Marsch nach Kaxamalka beschloß. Es musste ihm ja aus allem, was er bislang in diesem Lande gesehen und gehört, klar geworden sein, daß, wer den Inka hätte, auch Peru hätte. Das Schicksal des Herrschers müsste das des Reiches entscheiden. Wie sich der Conquistador diese Entscheidung dachte, ist nicht zu sagen. Denn die Quellen der Eroberungsgeschichte von Peru lassen es unbestimmt, ob er zuvörderst friedliche Mittel versuchen wollte oder aber von vornherein auf einen Gewaltschlag sann. Das Wahrscheinlichste ist, daß er sich sagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Vorerst nach Kaxamalka! Sind wir einmal dort, werden uns die Umstände lehren, was zu thun.

Der Aufenthalt in Tumbez und die Gründung von San-Miguel hatten einen Zeitraum von fünf Monaten in Anspruch genommen. Längeres Zögern schien dem Conquistador um so unthunlicher, als unter seiner Mannschaft das Gemurre, wo denn eigentlich das verheißene Dorado wäre, immer lauter zu werden begann. Er musste sich daher zum Aufbruche nach Kaxamalka entschließen, ohne weitere Verstärkungen von Panama her abwarten zu können.

In San-Miguel eine kleine Besatzung zurücklassend, trat er am 21. September von 1532 mit hundertzehn Fußsoldaten und siebenundsechzig Reitern seinen Marsch an, eins der kühnsten Spiele wagend, welche jemals gewagt worden sind. Aber gerade die Abenteuerlichkeit, die Tollkühnheit des Wagnisses entsprach so recht dem Charakter der Spanier von damals und vollends der Sinnesweise des „Heldengesindels“ der Conquistadoren. Man lässt dem Francisko Pizarro und seinen Gefährten nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man anerkennt, daß wohl niemals ein kühnerer Entschluß gefasst und mit stahlhärterer Thatkraft zur Ausführung gebracht worden sei als der von ihnen gefasste und ausgeführte. Mit hundertsiebenzig Mann zuerst in die tropische Urwaldwildniß sich hineinwagen, dann den himmelan gethürmten Riesenwall der Kordilleren übersteigen, in das Herz eines großen und wohlgeordneten Reiches eindringen, den unumschränkten, abgöttisch verehrten, sakrosankten Beherrscher desselben in der Mitte seines siegreichen Heeres in seinem eigenen Prätorium aufsuchen mit der Absicht, der Herrlichkeit dieses Halbgottes von Sonnensohn so oder so ein Ende zu bereiten — gewiß konnte nur ein heldischer Mann diesen Gedanken aussinnen und zur That machen. Dabei ist auch noch in Anschlag zu bringen, daß die Ausrüstung von Pizarro's Mannschaft mit Feuerwaffen eine nur sehr spärliche war. Nicht mehr als drei Büchsenschützen befanden sich unter der Schar, und was das „Geschütz“ anging, so bestand dasselbe aus zwei „Feldschlangen“ kleinsten Kalibers.

Vorwärts also trotz alledem! Die ersten Tagemärsche führten durch ein mälig gen Südosten ansteigendes Land, welches von der Ueppigkeit tropischer Urwaldsvegetation überwuchert war. Dann, als man sich den Kolossen der Andeskette mehr genähert hatte, ging der Zug durch Thalgelände, welche, wasserreich und äußerst sorgfältig angebaut, die Anmuth ihrer landschaftlichen Scenerie selbst diesen Wanderern, welche sich sonst um dergleichen blutwenig kümmerten, fühlbar machten. Hier war die Bevölkerung eine zahlreiche, aber

von Widerstand nirgends eine Spur. Die Fremdlinge, welche kamen, den armen Peruanern statt des hölzernen Joches, welches sie bislang getragen, ein eisernes aufzulegen, wurden allenthalben freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt und bewirthet. Mittels seiner Dolmetscher konnte der Conquistador auch die Wahrnehmung machen, daß unter den Unterthanen Atahuallpa's eine dumpfe Unzufriedenheit gährte. Die Herrschaft des Inka's musste sich demnach schon als eine sehr drückende erwiesen haben.

Derweil die Spanier an einem Orte, welcher Zaran hieß und innerhalb der Vorberge der Kordilleren gelegen war, Rast hielten, ward ihnen ein Beweis, daß ihr Marsch auf Kaxamalka dem Inka zu Ohren gekommen sein musste. Leider wissen wir nicht, was sich Atahuallpa, welcher, von seinem Heere umgeben, in Kaxamalka, das schon damals seiner warmen Quellen wegen berühmt war, eine Badekur gebrauchte, bei der Kunde von dem Erscheinen der weißgesichtigen, bärtigen Fremden dachte, welche — so hatten ihm seine Späher zweifelsohne bereits gemeldet — Blitz und Donner mit sich führten und auf wunderbaren Geschöpfen, so man im Reiche der vier Himmelsgegenden nie gesehen, auf einer Art von vierfüßigen Schlangen einherritten. Wie zu vermuthen, hatte die Erscheinung der Fremdlinge zunächst nur die Neugier des Sonnensohnes erregt und scheint ihm ein Gedanke an Gefahr gar nicht aufgestiegen zu sein. So erklärt es sich, daß er einen seiner Edelleute als Gesandten an den Häuptling der Fremden abordnete, um dieselben an sein Hoflager einladen zu lassen. Der Gesandte, welcher selbstverständlich zugleich ein Spion war, wie ja das die Gesandten allzeit und überall mehr oder weniger waren, sind und sein werden, stellte sich mit seinem Gefolge in Zaran dem Conquistador vor, überreichte etliche Geschenke und entledigte sich mit bester Manier seines Auftrages. Pizarro spielte nicht weniger fein den Diplomaten, überschüttete den peruanischen Höfling mit höfischen Redensarten und sandte denselben zu seinem Gebieter zurück mit der

Meldung, er, Pizarro, werde, die Einladung Sr. Majestät des Emperadors von Peru dankend annehmend, mit seinen Leuten bald in Kaxamalka eintreffen. Zugleich trug er dem Gesandten noch auf, den Sonnensohn zu benachrichtigen, daß sie, die Spanier, von jenseits des Meeres kämen und zwar als Botschafter eines mächtigen Monarchen. Dieser hätte von der Macht und dem Ruhme des Inka's so viel vernommen, daß er ihnen den Befehl gegeben, dem Herrscher von Peru ihre Ehrerbietung darzubringen und ihm ihren Beistand gegen alle seine Feinde anzubieten.

Nach also bewerkstelligter Abfertigung des Gesandten verweilte der Eroberer noch mehrere Tage da und dort am Fuße der Sierra, weil er hoffte, daß noch diesseits des Gebirges Verstärkungen von Panama her und über San-Miguel zu ihm stoßen würden. Aber er musste diese Hoffnung endlich aufgeben und so, wie er war, und mit dem was er hatte, die Ersteigung und Ueberklimmung der Kordilleren unternehmen. Ein furchtbares Mühsal! Aber es ward überwunden. Wohl war manchem von Pizarro's Gefährten beim Anblicke dieses riesigen Gebirges, dessen Firnschneegipfel in die Wolken sich verloren und das sie überklettern sollten, um drüben in ein Chaos von Gefahr, in das Unbekannte, Nichtzuahnende sich zu stürzen, der Muth gesunken. Aber der Führer verstand es auch jetzt, wie immer, den gesunkenen wieder zu heben. Oviedo, der klassische Geschichtschreiber der Conquista, hat uns die Rede überliefert, welche Pizarro vor dem Aufbruch ins Hochgebirge an seine Mannschaft hielt. Die „santa fé catolica“ spielte natürlich darin eine große Rolle. Ebenso die Berufung auf das Spanierthum. „Schreitet vorwärts, wie es guten Spaniern geziemt, ganz unbekümmert, daß ihr Christen so klein an Zahl. Gott ist unser Beistand; er wird den Stolz der Heiden demüthigen und sie zu unserem heiligen katholischen Glauben herüberführen.“

Es war am 15. November von 1532, als die Spanier, die Gipfel der Anden hinter sich, die letzten Abdachungen der Ostseite des Gebirges hinabstiegen und die

Stadt Kaxamalka, hinter welcher thalhinein die warmen Quellen ihre Dampfsäulen in die Luft trieben, zu ihren Füßen liegen sahen.

5.

Nun höre ich da und dort einen klugen Leser und vielleicht auch eine noch klügere Leserin meiner Historie murmeln: „Dieser Sonnensohn von Inka muß doch ein recht dummer Teufel gewesen sein. Wie hätte er sich sonst die Spanier so auf den Hals kommen lassen können?"

Die Frage ist berechtigt und auch schon vor dreihundert Jahren von klugen Leuten aufgeworfen worden. Schade, daß wir nur Vermuthungen zur Antwort geben können.

Wie bereits oben bemerkt worden, scheint Atahuallpa zuvörderst einer, wie leicht begreiflich, sehr lebhaften Regung von Neugier nachgegeben zu haben, als er die Fremdlinge, deren ganze Erscheinung ja von dem Nimbus und Reiz des Geheimnisses umgeben war, an sein Hoflager lud. Die Erinnerung an die mit den Anfängen des peruanischen Staates verknüpfte Sage, daß weißhäutige Männer in der Urzeit am Titikakasee gelebt hätten, mag auch in dem Inka wachgeworden sein und ihm ein freundliches Verhalten gegen die Eindringlinge vorgezeichnet haben. Man hat nachmals, um das Verfahren Pizarro's zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, von spanischer Seite die Behauptung aufgestellt, das zuvorkommende Gebaren des Sonnensohnes sei von Anfang an nur Verstellung gewesen. Er habe mittels geheuchelter Freundlichkeit die Spanier in sein Lager locken wollen, um sich ihrer wundersamen Waffen und Reitthiere zu bemächtigen, sie selber aber umzubringen. Dazu ist zu sagen, daß die notorische Verschlagenheit und Grausamkeit Atahuallpa's dieser Unterstellung allerdings eine scheinbar

gute Stütze gibt. Allein diese Stütze hält nicht vor angesichts der Thatsache, daß der Inka die Spanier ohne alle Belästigung bis nach Kaxamalka gelangen ließ und sie nach ihrer Ankunft daselbst so gastlich behandelte, daß sie selber schlechterdings kein Symptom feindseliger Absichten von seiner Seite anzugeben vermochten. Das Entscheidende ist jedoch, daß Atahuallpa, falls er einen Ueberfall der Spanier geplant hätte, klug und kriegserfahren genug gewesen wäre, damit nicht bis zur Ankunft der Fremden an seinem Hoflager zu warten, sondern sie vielmehr während ihres beschwerlichen und gefährlichen Zuges über die Anden zu überrumpeln. So das mit auch nur einiger Geschicklichkeit geschehen wäre, mussten sie unfehlbar verloren sein. Es war aber nicht geschehen und demnach vollzogen sich die Geschicke des Sonnenlandes mit außerordentlicher Raschheit.

Wir wissen aus dem Munde der Conquistadoren selbst, daß sie beim Anblick der wohlgebauten Stadt zu ihren Füßen, mehr aber noch beim Anblick des weit über die Bergabhänge rings um die Stadt hingedehnten weißen Zeltlagers von Atahuallpa's Heer denn doch ein sehr starkes, obzwar vorübergehendes Bangen empfanden. Indessen, zurück konnte man nicht — also vorwärts!

Pizarro suchte seine Erscheinung zu einer möglichst imponirenden zu machen. Er ordnete seine Mannschaft in drei Treffen, wenn man so sagen darf, als ob es zur Schlacht ginge, ließ die Fahnen entfalten, die Trompeten schmettern und marschirte so, die Reiterei voran, die Feldschlangen in der Mitte, in echt spanisch-stolzer Haltung auf die Stadt zu. Er erreichte seinen Zweck: er imponirte. Tausende und wieder tausende von schwarzen Peruaneraugen hingen an dem herankommenden Zuge, an dem alles so fremdartig, daß er den Unterthanen des Inka's wie unmittelbar vom Himmel gefallen erscheinen konnte. Später dürften sie sehr geneigt gewesen sein, zu glauben, die Hölle habe diese Blassgesichter ausgespieen.

In Kaxamalka eingerückt, erfuhr der Conquistador, daß der Inka in einer Villa residirte, welche etwa eine

Legua weit hinter der Stadt und vor der Fronte des peruanischen Lagers gelegen war. Dorthin entsandte, den „Emperador“ zu begrüßen, Pizarro seinen Bruder Hernando und den Ritter Soto an der Spitze einer Reiterschar, welche alsbald auf der von der Stadt zur kaiserlichen Residenz hinausführenden, wohlangelegten Kunststraße hingaloppirte. Bei ihrem Herankommen traten die peruanischen Krieger überall neugierig aus ihren Zelten hervor, verhielten sich aber durchaus friedlich. Die zeitweilige Behausung des Inka's war leicht, aber hübsch gebaut; die Außenwände waren mit einer bunten Mörtelglasur versehen und um den offenen Hof lief ein Säulengang, in welchem das „Inkabad“ sichtbar war, das heißt, eine große steinerne Wanne, in welche mittels Röhren warmes und kaltes Wasser geleitet werden konnte. Eine Menge prächtig gekleideter Hofleute und Officiere füllten den Hofraum. Auch reichgeschmückte Frauen des kaiserlichen Harems waren sichtbar. Unschwer vermochten die Spanier die Person des Inka's zu erkunden, nämlich in einem auf einem niedrigen Sessel dasitzenden Manne, welchen das außerordentlich ehrfurchtsvolle Bezeigen der ihn umstehenden höchsten Würdenträger als den „Emperador“ bezeichnete. Außerdem war Atahuallpa kenntlich durch das Symbol seiner Sonnensohnherrschaft, das heißt, durch die rothseidene Stirnbinde, die „Borla“, deren Fransen ihm bis auf die Augenbrauen herabfielen. Nur der Inka durfte diesen Kopfschmuck tragen und Atahuallpa hatte sich mit diesem heiligen Zeichen unumschränkten Herrscherthums erst geschmückt, nachdem er mittels Besiegung und Gefangennahme seines Bruders in den alleinigen Besitz der Macht in Peru gelangt war.

Der Inka empfing die beiden Boten des Conquistadors mit der ganzen Gemessenheit und stoischen Würde, welche den Häuptlingen der rothhäutigen Rasse bei Haupt- und Staatsaktionen überall eigen war und ist. Hernando Pizarro und der Ritter Soto ritten bis dicht vor den Sitz Atahuallpa's und richteten durch den Mund des Dolmetschers Felipillo ihren Auftrag aus, indem sie das wiederholten,

was der Eroberer schon in Zaran dem Abgesandten des Inka's gesagt hatte. Der Herrscher von Tavantinsuyu hörte schweigend und ohne eine Miene zu verziehen die Botschaft. Nur einer der ihm zur Seite stehenden Würdenträger sagte, als die Spanier ihre Anrede vorgebracht hatten, lakonisch: „Es ist gut". Damit war aber den Boten noch nicht gedient und der Bruder Pizarro's nahm daher abermals das Wort und bat den Inka, selber mit ihnen zu sprechen und ihnen seinen Entschluß und Beschluß mitzutheilen. Nun ging — so hat uns Soto berichtet — ein flüchtiges Lächeln über die ernsten Züge Atahuallpa's und er ließ sich herab, zu sagen: „Meldet eurem Häuptlinge, daß ich dermalen Fasten halte, welche morgen zu Ende gehen. Dann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen besuchen. Derweil aber möge er in dem Staatsgebäude an dem öffentlichen Platze in der Stadt Quartier nehmen. Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen."

Soto, welcher einen Andalusier ritt, dessen Feuer die Strapazen des Andesüberganges nicht zu schwächen vermocht hatten, bemerkte, daß der Inka das schöne Thier, welches ihm wie ein Wunder vorkommen mußte, aufmerksam, aber ruhig betrachtete. Da ließ der Ritter dem Renner die Zügel schießen, beschrieb in vollem Laufe ein paar Kreise auf dem Wiesenplan vor dem Hofraume, kam dann pfeilschnell zurück und hielt sein Roß so plötzlich und so dicht vor Atahuallpa an, daß es sich auf die Hinterfüße setzte und den Schaum seines Gebisses umherspritzte. Der Inka behauptete auch hierbei seine würdevolle Fassung, aber etliche seiner Officiere wichen entsetzt zurück. Ihr Gebieter soll sie, wie die Spanier aussagten, um solcher Feigheit willen noch am Abend desselben Tages haben hinrichten lassen . . . .

„Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen." — hatte der Inka gesagt. Lag in dieser Aeußerung souveränen Machtbewußtseins eine Drohung? Sollte es etwa heißen: „Trotz alledem besitze ich die Mittel, euch Blassgesichter mitsammt eurem Blitz und Donner, mitsammt euren vier-

füßigen Schlangen zu erdrücken, sobald es mir beliebt!"? Nahm es Pizarro so?

Wie er es nahm, weiß man nicht; daß er aber handelte, als hätte er es so genommen, weiß man. Kamen doch seine beiden Boten trotz des berauschenden Chikatrankes, welcher ihnen auf Befehl Atahuallpa's durch schöne Odalisken in großen Goldpokalen kredenzt worden war, mit sehr gemischten Eindrücken aus dem Lager des Inka's nach Kaxamalka zurück. Was sie da gesehen hatten und was sie ihren Gefährten berichteten, imponirte den Spaniern nicht wenig, und als die Nacht gekommen war und die zahllosen Lagerfeuer der peruanischen Krieger von den Berghalden herableuchteten — „so dicht wie die Sterne am Himmel", meldet uns einer der Augenzeugen — da sank diesem in tausend Gefahren hartgegerbten „Heldengesindel" der Muth.

Einer jedoch war darunter, dem blieb der Muth oben, Pizarro selbst, welcher derweil seine Leute in dem großen kasernenartigen Gebäude untergebracht hatte, das den Marktplatz der Stadt von drei Seiten einfasste. Dieses Bauwerk bestand eigentlich nur aus weiten Säulenhallen, welche sich gegen den Platz hin aufthaten und diesen zu einem geschlossenen Hofraume machten, indem die vierte Seite durch eine hohe, in der Mitte mit einem großen wohlbefestigten Thore versehene Mauer abgeschlossen wurde. Die Beschaffenheit seines Quartiers half zweifelsohne Pizarro's Plan mitbestimmen.

Denn der Mann hatte einen Plan, einen verzweifelten, auf Sieg oder Untergang gestellten Plan, einen Plan, welcher mit ebenso fester Hand ausgeführt wurde, wie er mit festem Geiste entworfen worden war. Nachdem er am Abend des 15. Novembers mittels einer seiner bündigen, von Energie schwellenden Anreden seiner ganzen Schar zu Gemüthe geführt hatte, daß es jetzo gälte, für den heiligen katholischen Glauben gegen die Heiden einen großen Schlag zu thun, der schlechterdings gethan werden müsste, so sie nicht alle schmählich zu Grunde gehen wollten, versammelte

er seine Officiere zu einem Kriegsrathe, setzte ihnen klar und bestimmt auseinander, was er vorhätte, was morgen gethan und wie es gethan werden sollte und wies jedem seine Stelle und seine Rolle an. Dann entließ er sie, machte die Runde in dem ganzen Quartiere, prüfte die getroffenen Vertheidigungsanstalten, besichtigte die Wachtposten und legte sich endlich schlafen mit der Gefasstheit eines Mannes, welcher wusste, daß er morgen zu dieser Stunde der Herr von Peru oder aber todt sein würde.

6.

Aus wolkenlosem Himmelsblau blickte am Morgen des 16. Novembers von 1532 die Gottheit Peru's in stralender Majestät auf ihr Land herab. Sie sollte es an diesem Tage zum letztenmale in der Hand und Gewalt ihrer Kinder sehen.

Draußen im Lager des Inka's war frühzeitig große Regung und Bewegung. Aber frühzeitiger noch riefen Trompetenstöße die Spanier in ihrem Quartier aus dem Schlafe und unter die Waffen. Der Conquistador erschien gepanzert und in voller Waffentracht. Ebenso seine Officiere und seine sämmtlichen Gefährten bis zum letzten Soldaten herab. Ein reichliches Frühmahl wurde eingenommen. Dann celebrirte Pizarro's Feldpater an einem im Hofraume improvisirten Altar eine Messe und stimmte zum Schlusse das „Exsurge, Domine!“ an, in welches die ganze fromme Räuberbande höchst andächtig einstimmte. Hierauf ordnete der Führer, was noch zu ordnen war. Den Don Pedro de Kandia ließ er mit etlicher Mannschaft die zinnenbekrönte Mauer, in welcher die große Pforte eingelassen war, besetzen und hier wurde auch das „Geschütz“, das heißt die beiden kleinen Feldschlangen, aufgepflanzt. Innerhalb der um den Platz herlaufenden Säulenhalle stellte er auf dem

rechten und dem linken Flügel in zwei von seinem Bruder und De Soto befehligten Trupps seine Reiter auf, im Mittelflügel sein Fußvolk, mit Ausnahme von zwanzig auserlesenen Leuten, die er unter seiner unmittelbaren Führung behielt. Sämmtliche Mannschaften hatten den Befehl, gefechtsbereit zu sein, und ihre Officiere erhielten die letzten Losungen von dem General.

Der höchste Einsatz war gemacht und die Schicksalswürfel rollten in der Urne, das heißt, der Conquistador stand auf dem Sprunge, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. Von seinem Rechte dazu war der Mann vollständig überzeugt. Diese Spanier des 16. Jahrhunderts nahmen den berühmten Satz, welchen nachmals der größte Denker des 17. Jahrhunderts theoretisch aufstellte, den Satz: „Jeder hat gerade soviel Recht, als er Macht hat“ — überall praktisch vorweg.

Die Eroberer von Perù haben später, um ihr schnödes Spiel zu rechtfertigen, die Behauptung ausgehen lassen, sie hätten nur das Prävenire gespielt, indem sie dem Inka anthaten, was er ihnen anzuthun beabsichtigt hätte. Diesen Vorwand zu widerlegen lohnt sich nicht der Mühe. Es ist ja nicht ein Schatten von Beweis dafür beigebracht worden. Thatsache dagegen ist, daß Atahuallpa arglos und vertrauensvoll in die ihm gestellte Falle ging. Er hatte offenbar gar keine Ahnung von dem wirklichen Charakter der blassgesichtigen Fremdlinge. Er war gänzlich unvermögend, den Verrath sich vorzustellen, welchen seine Gäste gegen ihn im Schilde führten. Dies beweist zweierlei: die Superiorität der Spanier an Intelligenz und Thatkraft und die Superiorität der Peruaner an Moral. Seume's Hurone hätte hier mit vollem Rechte sagen können: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!“ Aber das hatte hier, wie überall, wenig oder nichts zu bedeuten. Die arme Moral, in der physischen Welt eine unbekannte Größe, ist auch in der sogenannten „moralischen“ nur das immer gesuchte, aber nie gefundene X. Die wahre und wirkliche Moral der Weltgeschichte ist bekanntlich der Erfolg, vor

welchem ja die Menschen in ihrer unergründlichen Niedertracht allzeit die Kniee gebeugt haben. Aber — im Sinne Spinoza's zu sprechen — der Erfolg ist das Recht gerade so lange, bis ein anderer Erfolg noch rechtmäßiger, das heißt erfolgreicher über ihn kommt, ihn wegwischt und sich auf seinen Platz stellt. Das ist allerdings sehr „unmoralisch", aber es ist eine historische Wahrheit, ebenso evident und unwiderleglich wie irgendeine mathematische Wahrheit. . . .

Der Inka hatte morgens die Botschaft gesandt, das er den gestern angekündigten Besuch im Quartiere der Spanier in Wehr und Waffen an der Spitze seiner Krieger abstatten werde. Quer das! Aber es ließ sich doch nicht wohl etwas dagegen machen oder auch nur sagen. Wirklich meldeten die spanischen Vedetten bald, daß sich das peruanische Heer gesammelt und gegen die Stadt in Bewegung gesetzt habe. Aber — zu Pizarro's nicht kleiner Erleichterung — machte der Inka mit seiner Armee auf der großen Prairie vor der Stadt Halt und sandte die Meldung herein, er werde nur mit einem nicht gar großen und unbewaffneten Gefolge kommen.

Und so kam er nachmittags. Als die Procession — denn eine solche war es, nicht ein kriegerischer Zug — die Stadt betreten hatte und zu dem Quartiere der Spanier sich heranbewegte, erstaunten die Schildwachen über die bunte Pracht des etliche tausende zählenden kaiserlichen Hofstaates, dessen einzelne Abtheilungen in ganz weißen oder in weiß und roth gewürfelten Festkleidern einhergingen. Die Schar der Leibtrabanten war himmelblau gekleidet, sie trug reichen Goldschmuck und führte silberne Keulen. Sonst sah man keine Waffen. Die Mitglieder des Inka-Adels waren an ihren prächtigen, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrgehängen erkennbar. Inmitten des Gefolges schwebte über den Köpfen desselben die von Edelleuten getragene Sänfte des Inka's. Das Gestell war mit Goldplatten belegt und mit den glänzenden Federn tropischer Vögel verziert. Darauf ruhte der Thronsitz Atahuallpa's aus gediegenem Golde. Der Anzug des Herrschers blitzte

von Gold und Edelsteinen. Er hatte eine Halskette von herrlichen Smaragden angethan, in seinen Haaren waren kostbare Steine befestigt und die Fransen der rothen Borla fielen über seine Stirne herab. Seine Haltung war würdevoll, sein Blick ruhig. Die schon dicht über ihm hängende Verhängnißwolke warf nicht den leisesten Schatten auf seine Züge.

Wie die Augen der in den Säulenhallen lauernden spanischen Christen vor Begier gefunkelt haben mögen, als sie beim Hereinschwenken des Zuges auf den großen Hofraum alle diese heidnische Pracht erblickten!

Spanischer Aussage zufolge ordnete sich die Menge des kaiserlichen Geleites mit bewunderungswerther Raschheit und Genauigkeit auf dem freien Platze, auf welchem zunächst nicht ein Spanier zu sehen war. In der Mitte des Hofes angelangt, machte Atahuallpa Halt, blickte suchend umher und fragte: „Wo sind denn die Fremden?"

Als hätte er ein Stichwort gesagt, begann jetzt sofort das Verrathspiel, in welchem charakteristischer Weise ein Priester mit der „Exposition" betraut war. Als Dank und Lohn hat er nachmals den Bischofsstab von Kuzko erhalten.

Der Padre Vicente de Valverde, ein Dominikaner und Pizarro's Feldprediger, trat in seiner weißen Kutte vor, das Krucifix in der Rechten, das Brevier in der Linken, näherte sich dem Thronsessel des Inka's und erklärte ihm unter Vermittelung Felipillo's, die Spanier seien nach Peru gekommen, um dieses Land zum wahren Glauben zu bekehren. Und rüstig ging der eifrige Mönch sofort daran, das Bekehrungswerk an dem Inka selber vorzunehmen, und er hub an die schwierige Lehre von der christlichen Dreieinigkeit, weiterhin die ebenfalls nicht so ganz leicht begreiflichen Dogmen vom Sündenfalle des Menschen und von der Erlösung durch Jesus Christus auseinanderzusetzen. Hierauf sprach er von des Heilands Kreuzigung, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt und wie der Apostel Petrus zum Statthalter Christi auf Erden bestellt worden und wie die Nachfolger Petri, die Päpste, die Obergewalt über den

ganzen Erdkreis besäßen. Dies alles war die solide Basis für des Mönches Schlußapostrophe, nämlich: „Der Papst hat dem Kaiser Karl dem Fünften den Auftrag ertheilt, die Bewohner der neuen Welt zu unterwerfen und zu bekehren. Zu diesem Zwecke sind wir da. Demnach kann der Inka von Peru nichts Besseres thun, als sich schleunigst zu dem ihm soeben vorgetragenen Christenthum zu bekehren und sich nebenbei als treugehorsamer Vasall seinem Oberherrn, besagtem Kaiser Karl, zu unterwerfen."

Bei diesem Vortrag des guten Padre mag dem armen Atahuallpa geworden sein, wie dem wohlbekannten Schüler in Göthe's Faust bei dem immerhin beträchtlich verständlicheren Vortrag Mephisto's wurde: dumm, sehr dumm. Indessen scheint der Inka, wenn auch nicht sämmtliche Prämissen des Dominikaners, doch aber die praktischen Schlußfolgerungen ganz gut begriffen zu haben. Man bemerkte, daß während der Predigt des Mönches die Züge des Herrschers von Peru mehr und mehr sich verfinsterten. Jetzt, nachdem der Padre ausgesalbt hatte, brach er los:

„Wie, ich, der ich größer als irgendein anderer Monarch, sollte einem Menschen mich unterwerfen? Nimmer! Und der, welchen ihr den Papst nennt, muß ein Wahnsinniger sein; denn wie könnte er sonst über Länder verfügen wollen, die ihm gar nicht gehören? Meine Religion aber, warum sollte ich sie mit einer anderen vertauschen? Ihr sagt, euer Gott sei von denselbigen Menschen, die er geschaffen habe, umgebracht worden. Nun wohl, mein Gott" — und dabei wies der Sprechende auf den abendlich-prächtig am Firmamente hinabsinkenden Sonnenball — „mein Gott lebt da droben und wirft segnende Blicke auf seine Kinder herab. Im übrigen, Fremdling, wer oder was gibt dir Berechtigung und Vollmacht, so, wie du gethan, zu mir, dem Herrscher dieses Landes, zu sprechen?"

Padre Vicente sah etwas verblüfft aus und wusste zur Antwort nur auf sein Brevier zu weisen. Der Inka nahm ihm, von seinem Thronstuhle sich herabbeugend, das Buch aus der Hand und schlug die Blätter um, als wolle

er darin eine Erklärung aller dieser wunderlichen Dinge suchen. Als aber das Brevier stumm blieb, warf er es, plötzlich in Jähzorn ausbrechend, verächtlich zu Boden und rief dem Mönche zu:

„Sag' deinen Landsleuten, daß ich sie für alles, was sie in diesem Lande gethan, zur Rechenschaft ziehen werde."

Ob Atahuallpa wirklich so drohend gesprochen hat? Wir besitzen hierfür eben nur das sehr zweifelhafte Zeugniß der Spanier. Freilich, die dem Inka widerfahrene Zumuthung war unverschämt genug, auch einen weit weniger stolzen Mann mit Groll und Zorn zu erfüllen.

Der Mönch, seinerseits über diesen Ausgang seines Bekehrungsversuches nicht wenig entrüstet, raffte sein Brevier auf, lief eilends in die Säulenhalle, wo Pizarro seinen Stand genommen hatte, und rief dem Conquistador zu:

„Seht Ihr denn nicht, daß sich rings die Felder mit rothen Heiden füllen, während wir an diesen hochmüthigen Hund Lunge und Zunge verschwenden? Greift an! Greift an! Ich absolvir' Euch."

Also aus Priestermund der Verdienstlichkeit seines Werkes versichert, trat Pizarro aus der Halle auf den Platz und schwenkte ein weißes Tuch in die Luft.

Das war das Mordsignal. Alsbald wurden die beiden Feldschlangen und soviel der Arkebusen die Spanier hatten, abgefeuert; die Trompeten ertönten; die ganze Bande, Reiterei und Fußvolk, brach mit einmal aus den Hallen auf den Platz hervor und warf sich von drei Seiten her mit dem nationalen Schlachtrufe „San Jago!" wüthend auf die arg- und waffenlosen Peruaner.

Der Ueberfall gelang vollständig. Schrecken und Entsetzen fielen auf die überfallene Menschenmenge, wie der Lämmergeier auf ein Mutterlamm fällt. Nichts von Widerstand, nicht ein einziger Anlauf dazu. Alles, was die armen Menschen wagten, war dieses, daß sie in dem angehobenen schrecklichen Gemetzel, welches bald den Platz mit Leichenhaufen bedeckte, die geheiligte Person ihres Inka's mit rührender Hingebung und edler Selbstopferung zu

schützen suchten. Die peruanischen Edelleute drängten sich scharenweise den anstürmenden spanischen Reitern entgegen und boten, einen Wall um den Tragsessel Atahuallpa's bildend, die Brust den Mordschwertern dar. Wiederholt erneuerte sich dieser Wall. Umsonst! Reihe nach Reihe wurde von den mordmüthigen Spaniern niedergehauen — endlich auch die Sänfteträger; der Thronsessel stürzte zu Boden, der Inka mit ihm, und er wäre wohl erschlagen worden, so nicht Pizarro das Gewühle durchbrochen und sich nicht mit erhobenen Armen schützend vor Atahuallpa gestellt hätte.

Ein gefangener Inka galt zur Zeit dem Conquistador viel mehr als ein getödteter.

Nach also zuwegegebrachter Gefangennahme des Sonnensohnes hörte das Blutbad noch nicht auf. Es verbreitete sich in die Stadt und auf die Felder ringsum. Die Kunde, daß der Inka ein Gefangener der fremden Blassgesichter, vermehrte noch die Panik. Das ganze peruanische Heer zerstob in alle Winde. Tavantinsuyu war nur noch ein Mann, dem man das Haupt abgeschlagen hatte, ein langsam verblutender, willen- und regloser Rumpf.

Die Zählung der Erschlagenen schwankt zwischen zweitausend und zehntausend. Daß gar kein aktiver Widerstand geleistet worden, erhellt aus dieser Thatsache: kein Spanier hatte auch nur eine Ritze, geschweige eine Wunde davongetragen, mit Ausnahme des Generals, der, zum Schutze des zu Boden gestürzten Inka's herbeieilend, im Gedränge durch das Schwert eines seiner Miträuber leicht an der Hand verwundet worden war.

Atahuallpa setzte seinem furchtbaren Geschicke den Stoicismus seiner Rasse entgegen. Er fand sich, haben seine Verderber ausgesagt, sofort in seine neue Lage. In seinem Gebaren gegen seine Unterthanen stets die feierliche Würde eines stolzen und strengen Gebieters herauskehrend, sei er gegen die Spanier leutselig gewesen und habe sich sogar mitunter zu scherzhaften Aeußerungen herabgelassen. Am Abende des Bluttages mit Pizarro zu Tische

sitzend, habe er seine Bewunderung der Geschicklichkeit und Energie, womit die Spanier sich seiner Person bemächtigt hätten, nicht verhohlen und habe geschlossen mit dem Resignationsworte: „So geht es im Kriege zu, siegen oder besiegt werden (que era uso de guerra vencer i ser vencido)."

7.

Selbstverständlich unterließ der Conquistador nicht, dem dreieinigen Gotte und der Himmelskönigin Maria — den Schutzheiligen Spaniens, San-Jago, auch nicht zu vergessen — feierliche Dankgebete darzubringen. Hierauf richtete er sich in Kaxamalka ganz als Sieger und Gebieter ein und ließ die Stadt, sowie die Villa des gefangenen Inka's plündern. Die dort gemachte Beute an Edelsteinen — insbesondere schöne Smaragde — Gold und Silber in Form prächtigen Tafelgeräthes reizte natürlich den Golddurst der frommen Eroberer nur noch mehr. Inbetreff seines kaiserlichen Gefangenen waren die Absichten des Generals noch unbestimmt. Da er aber wahrnahm, was für ein kostbares, die unbedingte Unterwürfigkeit der Peruaner verbürgendes Pfand in der Person Atahuallpa's sich in seiner Gewalt befand, so gab er sich Mühe, den Gefangenen vorerst bei guter Laune zu erhalten. Soweit die Vorschriften einer strengen Bewachung es gestatteten, durfte der Inka seinen Hofstaat und sein Harem bei sich haben und in den Augen seiner Unterthanen wurde seine unumschränkte Autorität durch seine Gefangenschaft nicht im geringsten beeinträchtigt. Für die Peruaner war und blieb auch der gefangene Atahuallpa der abgöttisch zu verehrende und verehrte Sonnensohn. Hätte dieser ihnen befohlen, den Spaniern bis zum äußersten den Krieg zu machen, sie würden zweifelsohne nicht gezaudert haben, Gut und Blut in diesem Kampfe aufzuwenden. Allein ein solcher Befehl erging nicht an sie,

maßen der Inka sehr wohl wusste, daß er sich mittels Ausgebung desselben das Todesurtheil sprechen würde.

Derweil Pizarro auf Verstärkungen von der Seeküste her wartete, gefiel er sich darin, er, dessen Herz von der Härte des unteren Mühlsteins war, gegenüber seinem Gefangenen den süßchristlichen Bekehrer zu spielen. Dabei wiederholte er fortwährend, er und seine Leute seien nur in dieses Land gekommen, um die heilige Religion Jesu Christi zu verkündigen, und es sei daher nur recht und billig, daß sie unter dem sichtbaren Schutze und Beistande Gottes, der allerseligsten Jungfrau und sämmtlicher Heiligen den Sieg davongetragen hätten. Der gefangene Inka schwieg zu dieser süßen Frömmigkeit. Er merkte ja unschwer, was dahinter steckte. War es ihm doch binnen kurzem klar geworden, daß seine Besieger alle die Götter und Göttinnen der christkatholischen Mythologie im Himmel mit großer Devotion verehrten, auf Erden aber nur *einen* Gott anbeteten, den Goldteufel. Bei dieser ihrer *thatsächlichen* Religion beschloß er sie zu fassen, indem er sich der Illusion hingab, mittels Stillung des spanischen Golddurstes seine Freiheit wieder zu erlangen. Dieser arme blinde Heide war so thöricht-ehrlich, Wort- und Vertragstreue auch bei den frommen Christen vorauszusetzen. Als ob Söhne der alleinseligmachenden Mutter in die schnöde Ketzerei verfallen dürften, Ketzern und Heiden wortzuhalten!

Eines Tages, als Pizarro mit mehreren seiner Officiere bei dem Inka war, nahm dieser das Wort und erbot sich, als Preis seiner Freilassung soviel Gold zu geben, daß der ganze Boden des Gemaches damit bedeckt werden könnte. Die Spanier nahmen das für Großsprecherei und sagten nichts dazu, lächelten aber ungläubig. Gereizt durch dieses Lächeln, stellte Atahuallpa sich auf die Zehen, erhob den Arm, bezeichnete mit der Hand eine Stelle an der Zimmerwand und sagte nachdrücklich: „So hoch, bis hierher will ich das Gemach mit Gold füllen, so ihr mich freigebt.“

Da hat der Goldteufel hellauf in den Spaniern gelacht.

Man kann doch immerhin die Probe machen, ob das

Märchenhafte wahr und wirklich sein könnte, dachte der Conquistador und erklärte, das Anerbieten des Inka's annehmen zu wollen. Sofort ließ er auch den von Atahuallpa vorgeschlagenen Vertrag urkundlich aufsetzen.

Das Zimmer war nach der niedrigsten Angabe 22 Fuß lang und 17 Fuß breit — nach der höchsten 35 Fuß lang und 18 Fuß breit. Die mittels eines rothen Striches rings an den Wänden markirte Linie befand sich 9 Fuß über dem Fußboden. Dieser ganze Raum sollte mit Gold ausgefüllt werden, doch müsste dasselbe nicht zu Barren geschmolzen sein, sondern dürfte die Formen behalten, zu welchen es verarbeitet war. Der Inka ging auch noch die Verpflichtung ein, ein anstoßendes, etwas kleineres Gelaß auf gleiche Weise mit Silber zu füllen und zwar zweimal. Binnen zwei Monaten sollte dieser ungeheure Gold- und Silberschatz beigebracht sein.

Und er ward auf- und beigebracht, nachdem der Inka seine Befehle hatte ins Land ausgehen lassen. Von allen Seiten wurden schwere Lasten von Gold- und Silbergeräthen herbeigeschleppt. Oft gingen an einem Tage solche im Werthe von vierzig- bis sechzigtausend Pesos de Oro (Goldthaler) ein. Von Kuzko allein kamen zweihundert Kargas (Lasten) Goldes. Musste doch der Korikancha in der Hauptstadt eines Theiles seiner kolossalen Reichthümer sich entäußern, um das Lösegeld für den Sonnensohn zu vervollständigen: siebenhundert Goldplatten wurden von dem Dache und den Wänden des Nationaltempels abgelöst.

Zwischenhinein spielte eine tragische Episode. Der von seinem Bruder in einer Festung eingethürmte Prinz Huaskar hatte die Kunde von dem, was in Kaxamalka geschehen, vernommen. Es schien ihm dienlich, seine Freiheit, vielleicht gar die Inka-Borla wieder zu erlangen. Er wusste Mittel und Wege zu finden, an Pizarro eine Botschaft gelangen zu lassen, des Inhalts, er, Huaskar, sei erbötig, für seine Befreiung den Spaniern ein noch größeres Lösegeld zu bezahlen, als das ihnen von Atahuallpa gebotene; denn dieser, welcher niemals in Kuzko gelebt

hätte, wüsste ja gar nicht, was für Schätze die Hauptstadt bärge.

Der Conquistador erkannte sofort, daß sich aus dem Streithandel zwischen den beiden feindlichen Brüdern allerhand Vortheile ziehen ließen, und theilte seinem Gefangenen mit, er beabsichtigte, den Prinzen Huaskar nach Kaxamalka bringen zu lassen, um hier den Thronstreit zu untersuchen und zu entscheiden. Allein diesmal kam Atahuallpa ihm zuvor. In Vollstreckung insgeheim von dem Inka abgesandter Befehle wurde der arme Huaskar, der rechtmäßige Erbe von Peru, im Flusse Andamarka ertränkt. Pizarro empfand diesen Todesfall als den Verlust einer schweren Trumpfkarte im Spiele seiner Politik, allein sein Verdruß ward ihm versüßt durch den großen Glücksfall, daß sein Mitgründer Almagro zu Ende December von 1532 mit drei Schiffen an der Küste nahe bei San-Miguel landete und sodann Mitte Februars von 1533 mit einer tüchtigen und wohlgerüsteten Verstärkungsmannschaft von hundertfünfzig Fußgängern und fünfzig Reitern in Kaxamalka einrückte.

Der gefangene Inka freilich konnte in den neuen Ankömmlingen nur zweihundert Land-, Leute- und Goldräuber mehr erblicken. Seine Stimmung verdüsterte sich überhaupt mehr und mehr. Ein Komet erschien am Himmel und einer der Wächter zeigte dem Gefangenen das Meteor. Er sah es lange an und sagte dann kummervoll: „Ein solcher Stern ist auch kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Kapak am Himmel aufgegangen.“

Die Erfüllung der düsteren Ahnungen des brudermörderischen Gefangenen ließ nicht lange auf sich warten. Schon war die Nemesis hinter ihm her, aber wie so oft, gefiel es ihr auch diesmal, ein Verbrechen mittels eines andern zu bestrafen.

Pizarro's Bande vermochte die Gier, die ungeheure Beute, welche sich tagtäglich vor ihren Augen mehr und mehr aufhäufte, unter sich zu theilen, nicht mehr länger zu bezähmen. Sie schrie laut nach Theilung und der Con-

quistador musste sich herbeilassen, der „öffentlichen Meinung“, der „Volksstimme-Gottesstimme“ zu entsprechen. Eine Schar von peruanischen Gold- und Silberschmieden wurde demnach befehligt, die Werke ihrer Kunst zu zerstören und alles das eingelieferte Geräthe von Edelmetall zu Barren zu schmelzen. Ausgenommen von dieser Einschmelzung wurden nur Gegenstände von hunderttausend Dukaten im Werthe, welche für die Krone Spanien bestimmt waren und welche Pizarro's Bruder dem Kaiser Karl überbringen sollte. Es waren darunter wirkliche Kunstwerke, besonders schön geformte und zierlichst ciselirte Vasen von reinstem Golde, sowie ein Springbrunnen, der aus silbernem Becken einen funkelnden Goldstrahl in die Höhe trieb und an dessen Rand aus Gold und Silber kunstvoll geformte Vögel spielten. Nach monatelanger, Tag und Nacht währender Schmelzarbeit lag der Schatz, in Barren verwandelt, zur Theilung bereit, an Werth auf 1,326,539 Goldthaler geschätzt, was in Berücksichtigung des weit höheren Goldwerthes von damals nach heutigem Geldwerthe mindestens 4 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Franken betragen würde. Da hierzu das Silber noch nicht gerechnet war, so darf wohl behauptet werden, daß eine solche Beute an Barschaft zum zweitenmal nie und nirgends vorgekommen sei. Der Hauptmann der Bande vergaß selbstverständlich bei der Theilung sich selber keineswegs: er empfing als seinen Antheil 57,222 Pesos de Oro, 2350 Mark Silber und den auf 25,000 Goldthaler geschätzten Goldthron des Inka's. Die Officiere erhielten je nach Graden und Dienstleistungen jeder bis zu 30,000 Goldthaler, von den Reitern durchschnittlich jeder 8000 Goldthaler, von den Fußgängern jeder 4000.

Aber sie schrieen nach mehr und verlangten nach Kuzko zu marschiren, weil sie von dem Goldreichthum der Hauptstadt ganz fabelhafte Vorstellungen sich gebildet hatten. Pizarro war um so geneigter, den Marsch auf Kuzko anzutreten, als ihm längst klar geworden war, daß nur der Besitz der heiligen Stadt ihm die unbedingte Herrschaft über ganz Peru geben und sichern würde. Aber sollte man

den gefangenen Inka mit dorthin schleppen? Was sollte man überhaupt mit dem Entthronten anfangen, der nachgerade ein recht unbequemer Gegenstand geworden war? Zumal Atahuallpa jetzt, nach Leistung seines Lösegeldes, auf die Erfüllung des Vertrages, das heißt auf seine Freilassung drang. Der arme Illusionär! Pizarro hätte nicht sein müssen, der er war, so ihm auch nur im Traume eingefallen wäre, in die Forderung seines Gefangenen zu willigen. Den Inka freilassen? Das hieß ja das ganze Peru-Geschäft wieder in Frage stellen. Nimmermehr! Aber dieser rothhäutige Heide ist doch eine sehr lästige Bürde, die wir nicht länger mit uns herumschleppen können. Zudem, solange der Inka am Leben, sind tausend Zufälle denkbar, daß er uns entwischte und wir sodann die ganze Eroberungsarbeit wieder von vorn anheben müßten. Summa: Die Todten beißen nicht und kommen nicht wieder.

Nun will aber bekanntlich alles seine Form, seine Farbe und seinen Firniß haben. Das Schlechteste, Böseste, Ruchloseste zumal ist häufig darauf versessen, sich recht anständig herauszuputzen. Kleider machen zwar keine Menschen, aber doch Leute. Laßt uns also, kalkulirten Pizarro und Komp., auf einen anständigen Vorwand sinnen, den Inka in aller Form abzuthun.

„Alles schon dagewesen.“ Wenn die Bonaparte, der vorgebliche Onkel wie der angebliche Neffe, komplottirten, so haben sie, wie jedermann weiß, immer ein erfabeltes, angeblich gegen die Sicherheit des Staates gerichtetes Komplott als eine spanische Wand vor ihr eigenes und wirkliches hingestellt. Diese Kunst prakticirte nun auch schon der Eroberer von Peru. Plötzlich rumorte es demzufolge unter den Spaniern: Wir sind von dem nahen Ausbruche einer großen, von dem gefangenen Inka heimlich angestifteten Verschwörung der Eingeborenen bedroht. Machen wir es kurz mit dem verrätherischen Heiden: zum Tode mit ihm!

Nicht verschwiegen darf werden, daß zur Erregung solchen Argwohns und Hasses gegen Atahuallpa ein Peruaner

sehr viel beigetragen hat, das Philippchen, der Dolmetsch, ein boshaftes Kerlchen, welches von seiner Wichtigkeit ungeheuer aufgeblasen war und sich erfrecht hatte, mit einer der Haremsdamen des Inka's eine Liebschaft anzuspinnen. Als er mit seiner Schönen betroffen und die Sache dem gefangenen Sonnensohne zu Ohren gebracht wurde, empfand es Atahuallpa als einen ungeheuren ihm angethanen Schimpf. Er beschwerte sich bitter bei dem Conquistador und äußerte: „Nach peruanischem Gesetze kann ein solcher Frevel nur durch den Tod des Verbrechers und seiner ganzen Familie gesühnt werden.“ Allein die Spanier sahen dieses Vorkommniß spanisch und nicht peruanisch an. Der Felipillo war ihnen unentbehrlich und außerdem, hm, warum etwas so tragisch nehmen oder gar mit dem Tode bestrafen wollen, was viele unter uns, die wir doch gute Christen sind, ebenfalls gethan haben? . . . Der ganze Erfolg von Atahuallpa's Beschwerde war also dieser, daß das unentbehrliche Philippchen aus Rachsucht den Lügenbalg von Verschwörung zu einem Ungeheuer aufblies, welches die Spanier sammt und sonders zu verschlingen drohte.

Wie prächtig sich das machte! Nun konnte man spanischerseits die gekränkte Unschuld, konnte man den Verrathenen, Gefährdeten, Bedrohten spielen, konnte man „von rechtswegen“ gegen den Inka vorgehen, konnte man das schamloseste Possenspiel von Gerichtsprocedur in den anständigsten Formen in Scene gehen lassen.

Und so that man. Die Räuberbande, welche dem Herrn von Peru Thron und Reich gestohlen hatte, sie stahl ihm nun auch das Leben. Ein förmlicher Kriminalproceß wurde gegen den unglücklichen Mann angestrengt. Die Anklageakte, ein Meisterstück von Stupidität und Frechheit, brachte zwölf Beschuldigungen vor, unter anderen diese: Der weiland Inka hat ein Harem gehabt, folglich ist er des Ehebruches schuldig; er ist ein notorischer Heide und Götzendiener; er hat auch noch nach der Ankunft der Spanier die Einkünfte des Landes verschwendet. Als Hauptbezichtigungstrumpf wurde schließlich das Verschwörungs-

phantom ausgespielt. Pizarro und Almagro saßen der Spottgeburt von Tribunal vor, welches den Angeklagten natürlich schuldig fand. Das Urtheil lautete: „Atahuallpa soll auf dem Marktplatze von Kaxamalka lebendig verbrannt werden.“ Ein Priester der „Religion der Liebe“ sagte, damit das i sein Tüpfelchen erhielte, zu diesem grotesken Urtheile ja und Amen; denn Padre Valverde erklärte ausdrücklich, daß seines Erachtens der Inka „jedenfalls“ den Tod verdient habe. Tröstlich ist es aber, zu hören, daß sich unter allen diesen frommen Barbaren doch etliche Menschen befunden haben; denn einige, freilich nur einige wenige Mitglieder des „Gerichtshofes“ protestirten gegen das Urtheil und verwarfen das ganze Verfahren als unrechtmäßig und unzulässig. Natürlich hatte dieser Protest das Schicksal aller Minderheitsproteste. Der einzige wirkliche Gentleman in der Erobererbande, Hernando de Soto, war auf einem Streifzuge abwesend. Er hat nachmals den höchsten Unwillen über die Hinmordung Atahuallpa's geäußert.

Man quälte den verlorenen Mann dann auch noch mit Bekehrungszumuthungen und brachte ihn dazu, sich taufen zu lassen, als er schon auf den Scheiterhaufen geschleppt und an den Todespfahl gebunden war. Man brachte ihn dazu mittels des Versprechens, daß er, so er sich noch im Handumdrehen „bekehrte“, nicht lebendig verbrannt, sondern nur mittels der „Garrotte“ erdrosselt und nachmals eingeäschert werden sollte.

Das geschah denn am 29. August von 1533 auf dem Platze von Kaxamalka und so starb auf Anordnung eines weiland spanischen Schweinehirten der letzte Inka von Peru, der letzte Sonnensohn.

Er ist bei seinem Tode etwa dreißig Jahre alt gewesen, ein Mann von schöner Gestalt, ausdrucksvollen Zügen und gebieterischer Haltung. Die Spanier haben ihn aus begreiflichen Gründen als eine Art Teufel verschrieen. Doch gab es später mehrere, die anerkannten, daß Atahuallpa gescheid, kühn, tapfer, edelherzig und frei-

gebig gewesen sei. Gewiß ist, daß er geliebt worden: nach seiner Ermordung gaben sich mehrere seiner Frauen den Tod, um, wie sie hofften, ihre Seelen mit der ihres geliebten Herrn in der Sonne zu vereinigen.

Am 15. November von 1533 zog der Conquistador in Kuzko ein und jetzt schien die Eroberung von ganz Peru eine vollendete Thatsache zu sein. In der Hauptstadt machten die Spanier abermals eine ungeheure Beute, sodaß bei der Theilung jedem Reiter 6000, jedem Fußgänger 3000 Goldthaler zufielen. Dem Reitersmann Mancio Serra wurde als sein Antheil das große, schön gearbeitete, massiv goldene Bild der Sonne zugetheilt, welches im Korikancha über dem Opferaltar aufgehangen gewesen war. Er verspielte es in einer Nacht, woher das spanische Sprichwort: „Juega el sol antes que amanezca" (die Sonne verspielen, bevor sie aufgegangen).

Symbolisirt diese Spielgeschichte nicht so zu sagen die gesammte Geschichte der spanischen Conquista in der Neuen Welt? War diese Conquista nicht von A bis Z ein verwegenes, leidenschaftliches Hazardspiel? Und dennoch, wie sehr man vom Standpunkte der Moral aus die ganze transatlantische Kolonisationsweise der Spanier in Amerika verurtheilen mag und muß, gebührt derselben die laute Anerkennung, daß sie ein kulturgeschichtliches Motiv von unberechenbarer Triebkraft und Wirksamkeit gewesen ist. Die Weltgeschichte arbeitet ja nicht mit Moral, sondern mit Nothwendigkeiten und Interessen. Diese werden durch die menschlichen Leidenschaften, und zwar durch die bösen wie durch die guten, flüssig und für die große, das Dasein der Menschenheit beseelende Entwickelungsidee nutzbar gemacht. Es ist so eine geschichtegesetzliche Nothwendigkeit gewesen, daß Amerika gefunden, erobert, besiedelt und die eingeborene Bewohnerschaft unterjocht und geradezu ausgerottet werden musste, damit der Europäismus seine Kulturherrschaft über den Erdball antreten und feststellen könnte. Da half und hilft kein sentimentales Mitleid mit dem „Letzten der Mohikaner". Schon jetzt lässt sich mit so zu sagen mathematischer

Bestimmtheit voraussehen, wann die rothhäutige Rasse ein von der Weltgeschichte gänzlich verarbeiteter und beseitigter Völkerstoff sein wird.

Die Frevel und Gräuel der spanischen Eroberung von Mittel- und Südamerika häufen sich zu einem Berge, welcher den Orizaba, den Popokatepetl, den Chimborasso überragt. Ganz recht. Aber es war doch diese spanische Kolonisationsweise, dieser grausame „Raubbau“, welche und welcher es ermöglichten, jenen gewaltigen Strom von Edelmetallen nach Europa hinüberzuleiten, der zweifelsohne eine der bedeutsamsten volkswirthschaftlichen Revolutionen zuwegebrachte. Denn dieses rasche und massenhafte Zuströmen von Gold und Silber vermehrte höchst beträchtlich das europäische Kapital, welches fortan der Landwirthschaft, der gewerblichen Hervorbringung und der Handelsthätigkeit eine bislang nicht einmal geahnte Regsamkeit, Vielseitigkeit und Ausbreitung zu verleihen vermochte. Wie aber das dem Ansehen, der Geltung und Macht des Bürgerthums, also dem eigentlichen Kulturträger der Neuzeit, zu gute kommen musste, ist klar. Es fällt auch auf und sieht sehr einem welthistorisch-mephistophelischen Sarkasmus gleich, daß die „ritterlichen“, von den Anschauungen und Stimmungen der mittelalterlich-feudalen Welt ganz erfüllten Spanier mittels ihrer Conquista in der angedeuteten Weise den Ruin des Feudalismus mitherbeiführen mussten.

Doch auch die Herren Moralisten sollen am Ende dieser Historie nicht ganz leer ausgehen. Bleibt ihnen doch der süße Trost, derselben als Nutzanwendung den Wahrspruch des unglücklichen russischen Dichters Relejew: „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!“ anhängen zu können. In Wahrheit, die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Sünden sind schwer auf Spanien zurückgefallen. Denn für dieses Land sind die blendenden, die märchenhaften Erfolge seiner Söhne in Amerika mit der Zeit zweifelsohne zu großem Unheil ausgeschlagen. Das kam daher, daß Spanien, im Besitze unermeßlicher Länderstrecken jenseits des Oceans, im Besitze der Goldlager

Peru's und der Silbergruben Mexiko's, das moderne Evangelium der Arbeit nicht vernehmen wollte und nicht zu bedürfen glaubte.

Auch auf die Conquistadoren selbst ist die Vergeltung schwer gefallen. Am schwersten auf die von Peru. Sie haben sich in mörderischen Händeln gegenseitig aufgerieben. Fast alle vorragenden Theilhaber an dem Unternehmen gegen das Inka-Reich sind eines gewaltsamen Todes gestorben. So auch der zum Marques erhobene Statthalter Francisko Pizarro selbst. Am 26. Juni von 1541 ist er von einer Rotte zu seinem Verderben verschworener Spanier in seinem Palast in der von ihm 1535 gegründeten Stadt Lima überfallen und niedergemacht worden.

Mitten durch das rothe Meer, durch ein Blutmeer geht der ewige Leidens- und Triumphzug der Menschheit. Vorwärts!!!

Der weiße Teufel [1]).

Das Ewig-Weibliche . . . .
Göthe.

1.

Vom Fra Felice.

Der bekannte Satz, durch den Katholicismus gehe ein demokratischer Zug, enthält eine Wahrheit, welche aber wie noch viele andere sogenannte Wahrheiten cum grano salis zu nehmen ist. Nimmt man sie so, wird man nicht anstehen, einen gewissen Demokratismus der katholischen Kirche

---

1) Dieser Titel ist dem Trauerspiel entlehnt, welches John Webster, ein Zeitgenosse Shakspeare's, verfasst hat und das zu London i. J. 1612 gedruckt worden ist mit diesem Titelblatt: „The White Devil, or the Tragedy of Paolo Ursini, Duke of Brachiano, with the Life and Death of Vittoria Corombona“. Wie diese alten englischen Dramatiker mit der Geschichte umsprangen, geht schon aus dem Zusatz zum Namen Vittoria's hervor: „The famous Venetian Curtizan“. In Wahrheit war die Heldin von Websters Trauerspiel, Vittoria Accorombona, die schönste Italerin ihrer Zeit, die Tochter des Signor Accoromboni, eines umbrischen Edelmanns, und der Donna Tarquinia Paluzzi degli Albertoni, einer römischen Edelfrau, und sie war wie wir genauer erfahren werden, in erster Ehe verheiratet an Francesco, einen Neffen des Kardinals Montalto, wie Felice Peretti hieß, bevor er Sixtus der Fünfte wurde.

zuzuerkennen und denselben namentlich in zwei Thatsachen ausgeprägt zu finden. Die erste ist, daß die Kirche sich allzeit davor gehütet hat, die Fühlung mit dem Volke, mit den Massen, zu verlieren. Die zweite, daß jeder Mönch die päpstliche Tiare in der Kapuze trug, obzwar nicht eben viele das glänzende Ding daraus hervorzulangen verstanden, — gerade so, wie auch nicht viele napoleonische Soldaten den Marschallsstab, welchen sie ja ebenfalls alle im Tornister trugen, aus demselben hervorzuziehen vermochten. Immerhin war es ein großer Gedanke, die Aristokratie des Geistes der feudalen Aristokratie der Geburt entgegenzustellen, und diesen Gedanken hat die katholische Kirche verkündigt, wenn sie auch, wie es eben in dieser unserer nicht ganz vollkommenen Welt zu gehen pflegt, nicht regelmäßig, sondern nur ausnahmsweise ihre Theorie zur Praxis zu machen wußte.

Der Mönch, von welchem hier die Rede sein soll, verstand es, die dreifache Krone aus seiner Kapuze zu langen und dieselbe fest auf sein tonsurirtes Haupt zu setzen.

In Grottamare, einem südlich von Ancona auf einem Vorsprung der Apenninen gelegenen Bergstädtchen, wurde dem Kleinbauer Piergentile Peretti von seiner Ehefrau am 13. December 1521 ein Knabe geboren, dem er in der Taufe den bedeutungsvollen Namen Felix geben ließ. Denn, so will die Sixtus-Legende, der Vater hatte geträumt, er würde einen Papst zeugen, und im festen Glauben an die Verwirklichung dieses Traumes nannte er seinen Sohn den „Glücklichen“. Vorderhand ging der kleine Felice, sobald er überhaupt gehen konnte, bei Besorgung der Citronen- und Orangenbäume im Hausgarten dem Vater an die Hand, trieb auch gemeinsam mit seinem Schwesterlein Camilla die Schweine, welche der väterlichen Kleinwirthschaft sehr gut zu statten kamen, zur Weide. Darum haben später die Feinde des Papstes über ihn gespottet, als über den gewesenen „Schweinehirten“; aber sie thaten es nur flüsternd. Im Minoritenkloster Montalto, unfern von Grottamare auf

hoher Bergkuppe gelegen, lebte dem Knaben ein Ohm von väterlicher Seite, Fra Salvatore, bekannt und geachtet in seinem Orden. Der nahm den neunjährigen Neffen zu sich und zwölfjährig that Felice als Novize die Kutte des heiligen Franciskus an. Noch jung an Jahren war Fra Felice, nach in verschiedenen Konventen seines Ordens glanzvoll betriebenen Studien und nachdem er in Siena die Priesterweihe, in Ferrara den Doktorhut empfangen, schon ein berühmter Kanzelredner. Im Jahre 1552 hielt er in der Apostelkirche zu Rom die Fastenpredigten. Die Herren und Damen der römischen Aristokratie, die Botschafter bei der Kurie, Kardinäle und Inquisitoren waren seine Zuhörer. Aber der berühmteste derselben war ohne Frage Don Inigo de Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu.

Fra Felice's Predigermund schleuderte Blitze und sprach Donnerschläge. Der Bauerssohn in der Kutte wußte nicht, was Menschenfurcht. Mit äußerster Kühnheit strafte er die Laster der Vornehmen und Mächtigen, der Fürsten und Könige, und zwar mit Namensnennung. Denn in dem genialen Fra brannte und loderte jene Eifersglut, welche mehr oder weniger engerisch alle die Träger der großen katholischen Gegenreformation des 16. Jahrhunderts beseelte und in der Organisation der „Societas Jesu“ seinen durchdachtesten, meisterlichsten und wirksamsten Ausdruck fand. Auf den leichtfertigen und rauschenden Karneval, welcher das Rom der Renaissance-Päpste durchlärmt hatte, folgte die Aschermittwochszeit der aus den Reihen der „Zelanti“ genommenen Statthalter Christi, welche eine strengere Sittenzucht, wie eine strammste Disciplin, im ganzen Umfange der Hierarchie wieder einführten und das katholische Dogma auf die Koncilsbeschlüsse von Trient als auf eine unnahbare Basis von Granit stellten. So im Innern neu gekräftigt, straff einheitlich, begann der Katholicismus seinen großen, von seinem Generalstabe, dem Jesuitenorden, ebenso geschickt geleiteten, als unerbittlich durchgeführten Feldzug gegen den schon in gemeine Verpfaffung verfallenen, dabei zerklüfteten, in mancherlei Konfessionen, Sekten und Sektlein

aufgelös'ten Protestantismus. Es war ein Krieg der organisirten, planmäßig und folgerichtig handelnden Autorität mit der zerfahrenen, eigensüchtig und kleinmeisterlich schwatzenden und zankenden Anarchie. Hielt sich doch jeder jammersälige Prädikant auch für einen unfehlbaren Papst. Der Ausgang des Kampfes konnte also nicht zweifelhaft sein. Der Protestantismus wurde auf dem Festlande von Europa überall zurückgedrängt. Große Provinzen, ja ganze Länder, welche er erobert hatte und zu besitzen wähnte, wurden ihm wieder abgenommen und er sah sich fortan auf die Vertheidigung beschränkt. Seine Angriffskraft und Ausbreitungsstärke hatte er ja, genau angesehen, schon eingebüßt an dem Tage, wo Luther die Reformation aus einer großen Volkssache zu einer kleinen Fürstensache gemacht. Der Kalvinismus konnte sich wenigstens rühmen, den Keim weiterer weltgeschichtlicher Entwickelungen in sich getragen, den englisch-schottischen Puritanismus gezeugt zu haben, den Vater der angelsächsisch-transatlantischen Demokratie. Das Lutherthum dagegen, noch heute, wie von jeher, ohne politischen Sinn und Verstand, noch heute, wie von jeher, demüthig nach oben und hochmüthig nach unten, war und blieb unfruchtbar und wurde innerlich zur dogmatischen Versteinerung, äußerlich zur Polizeikirche, welcher der fürstliche Absolutismus sich bediente wie seiner übrigen polizeilichen Apparate. Gegenüber einer solchen Kirche von Fürstengnaden durfte sich der restaurirte und siegreiche Katholicismus, seiner Selbstherrlichkeit froh, wohl eine Kirche von Gottesgnaden nennen. Das Geheimniß des „Zauberers von Rom" war von jeher und ist noch, daß er sich nicht an die Vernunft der Menschen, also an etwas, was in 99 Fällen von 100 gar nicht vorhanden, wandte und wendet, sondern vielmehr an die Phantasie und an das Gemüth, an den menschlichen Illusionenhunger und Täuschungendurst, an die mächtigen Instinkte der Furcht und der Hoffnung. Das war und ist der wirkliche „Fels Petri" und, unentweglich auf diesem Felsen sitzend, war und ist die katholische Kirche eine selbstherrliche Macht, eine Großmacht, welche, des unbedingten

Gehorsams von Millionen und wieder Millionen sklavisch ergebener Unterthanen sicher, noch lange, lange ihr „Non possumus!“ allen neuzeitlichen Lehren und Strebungen mit Erfolg entgegenstellen wird[1]). Das Lutherthum dagegen hat es nicht weiter gebracht als zu seinem altherkömmlichen Polizeikirchenthum. Läſſt der Staat diese Kirche heute fallen, so wird schon morgen der längst begonnenen inneren Auflösung die äußere Zerbröckelung folgen. Die moderne Kultur ist ihr ja entschieden feindselig, den Wissenden also ist sie entweder gleichgiltig oder widerwärtig und der Phantasie, der sinnlichen Anschauungsweise, der Täuschungs- und Trostbedürftigkeit der Massen hat sie nichts zu bieten. Der „Fels Petri“ wird also zweifelsohne die „Augsburger Konfession“ lange überdauern. [Aber auch er wird dereinst in den rastlos rollenden Strom von Werden und Vergehen versinken und der christliche Olymp wird dannzumal gerade so leer und öde stehen wie jetzt der hellenische.] Ob dann die Erinnerung an die christlichen Götter in Kunst und Poesie so lange vorhalten wird, wie die Erinnerung an die griechischen vorgehalten hat, wer weiß es? . . . .

Von jenen römischen Fastenpredigten im Jahre 1552 an stand Fra Felice als ein weithin scheinendes Kirchenlicht auf dem Leuchter. Drei Kardinäle, Carpi, Caraffa (nachmals Papst Paul der Vierte) und Ghislieri (später Papst Pius der Fünfte) bewunderten und begünstigten den gelehrten und beredsamen Eiferer. Mit der Durchführung von Reformen in Klöstern seines Ordens betraut, that er mit Strenge und ungeschreckt durch die mancherlei ihm bereiteten Hindernisse und Widerwärtigkeiten seine Schuldig-

1) Das hat die preußische Regierung, d. h. Fürst Bismarck, in der Zeit von 1873 bis 1881 sattsam zu erfahren gehabt. Schließlich tröstete er sich darüber mit dem bekannten Sprichwort: „Der Klügere gibt nach“ — und es erfolgte im Sommer von 1881 der Gang nach Kanossa, nicht doch! nur der Rückzug aus dem Kulturkampf. Einer der Vorgänger Bismarcks hätte da wiederum sein Sprüchlein: „Der Starke weicht muthig zurück“ — anbringen können. Der alte Horaz aber würde vielleicht seinen Vers von der „parmula non bene relicta“ citirt haben.

keit in Siena, Neapel und Venedig. Nach Rom zurückberufen, wurde er zum Professor an der Sapienza ernannt, dann zum Consultor der Inquisition, zum Generalprokurator des „Heiligen Offiz“, zum Generalvikar seines Ordens. Eine Sendung nach Spanien im Gefolge des Kardinallegaten Buoncampagni, welchem der Frate als „Theologe“ beigegeben war, schlug nicht gut aus. Der Kardinal war hochmüthig und herrisch, der Frate harsch und herb. Das that nicht gut mitsammen. Der Kardinal wurde aber früher Papst als der Frate und ließ dann diesen die unliebsamen Erinnerungen an die spanische Reise entgelten. Vorerst jedoch hatte Fra Felice noch guten Grund, an die glückliche Vorbedeutung seines Namens zu glauben. Denn aus Spanien zurückgekommen, fand er seinen Freund und Gönner Ghislieri als fünften Pius auf dem päpstlichen Stuhl und der neue Papst machte ihn unverweilt zum Bischof von Santa Agata, dann zum Bischof von Fermo. Vier Jahre darauf erhob er den Bischof zum Kardinal und sorgte auch für die wirthschaftliche Ausstattung des neuen Purpurträgers, obzwar keineswegs verschwenderisch.

Dem auf recht bescheiden-bürgerlichem Fuß in einem kleinen Hause der Via Papale eingerichteten und geführten Haushalt des Kardinals Montalto, welchen Namen Felice Peretti jetzt trug, stand seine Schwester Camilla vor, eine gute und kluge, auch resolute Frau. Sie war daheim an einen Bauer, Mignucci geheißen, verheiratet gewesen und nach dem Ableben desselben hatte ihr Bruder, noch bevor er zu hohen Kirchenwürden gelangt war, die Witwe mit ihren beiden Kindern Francesco und Maria nach Rom kommen lassen. Seine Nichte Maria hatte sich mit dem römischen Nobile Fabio Damasceni vermählt und diesem zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Zur Zeit von Montalto's Kardinalat wohnte die ganze Familie, Bruder und Schwester, Neffe und Nichte, Großneffen und Großnichten, in den beschränkten Räumen des Hauses in der Via Papale friedsam beisammen.

Mit diesem Frieden war es aus und vorbei von dem

Tag an, wo das Weib daselbst einzog, welches der englische Dichter den weißen Teufel genannt hat, als wollte er damit sowohl die Schönheit als auch die Dämonischkeit der also Benamseten kennzeichnen.

2.

Von weißen Teufeleien, Verrath und Mord.

Der rothe Hut schien die letzte Gabe gewesen zu sein, welche das Glück dem Bauerssohn von Grottamare gewähren wollte. Denn mit dem Einzuge des Kardinals Buoncampagni als Papst Gregor der Dreizehnte in den Vatikan (1572) hatte die Gunst und das Ansehen, welche Montalto bei der Kurie genossen, ein Ende. Sein alter Gegner von der spanischen Reise her schloß ihn von allen Geschäften aus, so daß sein Kardinalat jetzt nur noch eine ceremonielle Bedeutung hatte. Montalto fand sich mit philosophischer Resignation darein. Wenigstens gab er sich so. Was er über die neue „Heiligkeit“ im Vatikan, über seine lieben Kollegen, die Purpurhüteträger, über die Zeit und die Menschen überhaupt dachte, ist unschwer zu errathen. Er zog sich auf sich selbst und in seine Familie zurück, lebte sehr ungesellig in seinem Haus in der Via Papale, umgab sich mit Büchern, studirte eifrig die Kirchenväter, trieb Kunststudien und ließ sich durch den Maurergesellen Domeniko Fontana, aus welchem nachmals ein berühmter Baumeister geworden ist, in der Thalsenkung des Esquilin eine bescheidene Villa erbauen. In der dieselbe umgebenden Gartenanlage grub er Beete um und pflanzte er Bäume. Man hätte den in Ungnade gefallenen und vereinsamten Kardinal vielleicht vergessen, wenn nicht von Zeit zu Zeit kaustische Witzworte und beißende Sarkasmen, welche er über den

Papst, dessen Günstlinge und die ganze Wirthschaft im Vatikan losgelassen, von Mund zu Mund gegangen wären und nachdrucksam genug die Leute an ihn erinnert hätten. Daß der Verbitterte solche Bosheiten ausgehen ließ, würde beweisen, daß er dazumal jeder Hoffnung auf die Erfüllung ehrgeiziger Träume oder vielmehr des einen Traumes, des Tiaretraumes, entsagt gehabt, so man nicht wüßte, daß ein rechter Witzeschöpfer und Sarkastiker, und wäre er auch ein Kardinal, lieber seine Zungenspitze abbeißen als eine auf derselben prickelnde Bosheit nicht herausschnellen wollte. In der Achtung, ja sogar in der Furcht seiner Miteminenzen erhielt sich demzufolge Felice Peretti, aber von Zuneigung zu ihm war keine Rede und so schien sein Schicksal besiegelt.

Das Pontifikat des dreizehnten Gregor war wieder einmal eine richtige Glanz-, d. h. Schmachperiode der weltbekannten päpstlichen Mißregierung. Das Banditenwesen, zu jeder Zeit ein Schandfleck Italiens im allgemeinen und des Kirchenstaates im besonderen, stand im üppigsten Flor, bot dem ungeschickten und schlaffen Priesterregiment offenen Trotz und Hohn, lähmte die ganze Verwaltung und machte die Rechtspflege zu einem Spott. Der römische Adel stand mit dem Brigantaggio nicht nur auf du und du, sondern vielmehr geradezu an der Spitze desselben. Die Palazzi der Nobili in den Städten, ihre Thürme und Kastelle in der Campagna, in den Provinzen waren die sichersten Zufluchtsorte für die Banditen, denen ja auch Kirchen und Klöster stets bereitwillig geöffnete und unantastbare Freistätten boten. Die Häupter der größten Familien der römischen Aristokratie, der Orsini, Colonna, Massimi, Savelli und anderer, hielten solche Banden von Räubern und Mördern in ihrem Schutz und Sold und waren demnach, beim Lichte betrachtet, selber Banditenhauptleute, welchen gegenüber Recht und Gesetz nur Worte von leerem Schall. Bei so bewandten Umständen war der rechte Name des päpstlichen Regimentes Anarchie, die man schließlich gewohnheitsmäßig hinnahm als etwas Unausweichliches. Man

konnte auch das Uebel, weil es sich bis in das Mark des Volkes eingefressen, für unausrottbar halten, bis Einer kam, welcher das Gegentheil bewies und, wenigstens für die Dauer seiner Lebenszeit, das Unerhörte, man möchte fast sagen das Unmögliche zuwegebrachte, d. h. Rom und den Kirchenstaat von Räubern und Mördern säuberte.

Während Montalto studirte, baute, grub und pflanzte, auch gelegentlich eine Witzrakete steigen ließ, als zum Zeichen, daß er auch noch da wäre, war unweit vom Sankt Peter in einem auf der Piazza Rusticuci gelegenen Palazzetto dem Don Claudio Accoromboni und der Donna Tarquinia, seiner Frau, ihre Tochter Vittoria zu einer Jungfrau herangewachsen, welche in einem Körper von klassischer Formenschönheit einen hochgebildeten Geist trug. Man rühmte der jungen Dame nach, daß sie an Umfang und Fülle des Wissens mit einer andern Vittoria, mit ihrer Landsmännin und älteren Zeitgenossin, der gefeiertsten Italerin der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit jener Vittoria Colonna sich messen könnte, welcher Ariost im 37. Canto seines großen Gedichtes ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Auch Vittoria Accorombona wurde in ihrer Jugend von Poeten feiernd angesungen, als mit den seltensten Gaben überreich ausgestattet, als von einer Holdseligkeit der Gestalt, der Züge, der Sprache, des Gebarens, daß der von ihr ausgehende Zauber ein geradezu unwiderstehlicher. Und das mußte so sein, nicht allein im Gedichte, sondern auch in der Wirklichkeit. Jeder, der sich ihr näherte, fühlte willig oder widerwillig die Magie ihrer wunderbaren Schönheit, ihres Blickes, ihrer Rede. Selbst der Greis im Kardinalpurpur, der strenge Zelante Montalto, hat diesem Zauber nicht sich zu entziehen vermocht. Wie schweres Leid auch die weiße Teufelin ihm angethan, er konnte der, wir wollen sagen, väterlichen Zuneigung, welche er für sie hegte, nie ganz sich entschlagen. Im übrigen wurde die junge Schöne nicht nur bedichtet, sondern sie dichtete auch selber, d. h. sie vermochte ihren Empfindungen oder auch Anempfindungen in den künstlichen Reimverschlingungen von

Sonetten und Terzetten mehr oder weniger gelungenen Ausdruck zu geben [1]).

Das Dämonische, welches in der Seele des liebreizenden Geschöpfes schlummerte, mußte frühzeitig geweckt werden durch die thörichte Eitelkeit einer Mutter, welche der Ueberzeugung war, für das Juwel von Tochter wäre die allerköstlichste Fassung gerade nur gut genug. Der hochmüthige Ehrgeiz der Mutter wollte mit der „göttlichen“ Vittoria so hoch hinaus oder hinauf, als möglich, und sittliche Bedenken kannte Donna Tarquinia nicht. Sie hatte also gar nichts dagegen, im Gegentheil, es war ihr ganz genehm, daß aus dem dichten Schwarme von Anbetern und Bewerbern, welcher in dem Hause an der Piazza Rusticuci ein- und ausströmte — auch ein Kardinal, Farnese, war darunter — mit wuchtigem Schritt einer hervortrat, welcher einer der größten Herren Roms war, ja vielleicht nach dem Papste der allergrößte, ein richtiger Gransignore nach italischem Schnitt von dazumal, das Haupt des orsinischen Hauses, Don Paolo Giordano Orsini, Duca di Bracciano, Herr vieler Paläste und Burgen, ein Großgrundbesitzer, dessen Güter die für jene Zeit kolossale Jahresrente von 30,000 Thalern lieferten, einflußreich an fürstlichen und königlichen Höfen durch Verwandtschaft und Verbindungen, mächtig und gefürchtet um seines Reichthums, um seiner zahlreichen Banditen, um seiner skrupellosen Entschlossenheit und Ruchlosigkeit willen.

Der Ruf des Herzogs war der schlechteste und er hatte denselben vollauf verdient. Er galt für einen Bösewicht und war einer. Es war kein bloßes Gerücht, daß er seine erste Frau, die Prinzessin Isabella dei Medici, eine Schwester des Großherzogs von Toskana, umgebracht hätte. Er hatte

---

1) Sie that das unter dem Namen Virginia, der freilich viel weniger für sie passte als ihr wirklicher. Ueber ihre Dichterei vgl. Quadrio, Storia d'ogni poesia, t. II. Quadrio hat Handschriften von Vittoria's dichterischen Versuchen in der Ambrosiana zu Mailand aufgefunden.

es gethan. In einem einsamen Waldschlosse, das im Thale des Arno gelegen, war die Unglückliche gemordet worden (1576), von ihres Gatten eigenen Händen erwürgt, wie jetzt wohl zweifellos feststeht. Aber so groß war der Schein seiner Macht und so wesenhaft die Furcht, welche er einflößte, daß die Brüder der ermordeten Isabella, der Großherzog und der Kardinal Medici, nicht nur keinen Versuch machten, dem Mörder ihrer Schwester Rechenschaft abzuverlangen, sondern nach wie vor mit demselben im besten Einvernehmen standen. Die urtheilslose Menge hegte wohl ein dunkles Gefühl der Angst vor dem großen Herrn, der gewohnt war, seine Leidenschaften und sein Belieben über göttliche und menschliche Gesetze zu stellen. Allein das gehörte ja im damaligen Italien und insbesondere im Kirchenstaat zum guten Ton, wie Raub, Mord und Gewaltthaten aller Art so zu sagen zum täglichen Brote gehörten, und wenn der Gewaltthäter so vornehm, so reich, so angesehen, dabei von so gewinnenden Manieren, so leutselig und freigebig war wie der Duca di Bracciano, so konnte es gar nicht fehlen, daß er einer ausgeprägten Volksbeliebtheit genoß. (Volksgunst wendet sich ja immer und überall viel lieber dem prunkenden Laster als der bescheidenen Tugend zu.)

Aus alledem erklärt es sich sattsam, daß die Huldigungen, welche Orsini der schönen jungen Vittoria darbrachte, nicht zurückgewiesen wurden, sondern eine gute Statt fanden. Unerklärlicher ist es schon, daß ein junges Mädchen von beispielloser Schönheit an dem Mann, wie er war, als an einem Manne Gefallen gefunden haben soll. Denn der Herzog war bei weitem nicht mehr jung und nichts weniger als ein Adonis oder Antinous. Nahezu ein Fünfziger, kahlköpfig, dickhalsig, von einer bis zur Unförmlichkeit gedehnten Korpulenz, an einem seiner unmäßig dicken Beine mit einem offenen Schaden behaftet, das war doch wohl kein Galan, wie er im Canzoniere Petrarca's oder im Dekamerone Boccaccio's stand. Aber man weiß, es gibt auch Galane, wie sie in keinem Lieder- oder Novellenbuche stehen. Es

gab und gibt zu allen Zeiten hässliche Männer, welche von schönen und schönsten Mädchen und Frauen leidenschaftlich geliebt worden und werden. Wäre die Liebe so leicht zu erklären, daß sie etwas sei, was nur zwischen Gleichen möglich, würde sie dann noch die Liebe sein? Zudem gibt es ja Männer — Frauen allerdings keine — welche vor lauter Hässlichkeit wieder schön werden. Ein solcher war z. B. Mirabeau. Wenigstens die schöne Sophie Lémonnier fand ihn sehr schön. Freilich, Donna Tarquinia hat gewiß sich bemüht, die Herzoginkrone von Bracciano im verlockendsten Brillantfeuer vor den Augen ihrer Tochter leuchten zu lassen, um die Eitelkeit Vittoria's zu stacheln und auf ein großes Ziel zu lenken, und bekannt ist auch, daß, wie die Sinnlichkeit des Mannes, so die Eitelkeit des Weibes ein mächtig wirkendes Motiv in der menschlichen Tragikomödie abgibt. Die weibliche Eitelkeit allein wäre jedoch kaum im Stande gewesen, alle die Proben zu bestehen, denen Vittoria's Verhältniß zum Orsini unterworfen wurde, und alles in allem genommen, dürfte der Schluß gerechtfertigt sein, der Herzog müsse es verstanden haben, dem jungen Mädchen eine wirkliche, tiefe und ausdauernde Leidenschaft einzuflößen. Daß er selber von einer Leidenschaft dieser Art ergriffen, besessen war, unterliegt gar keinem Zweifel.

Vielleicht ist an dieser Stelle unserer Historie die Zwischenfrage gestattet, ob der englische Tragiker, wenn er seine Heldin den weißen Teufel nannte, nicht etwa nur auf ihre körperliche Schönheit habe hinweisen, sondern auch habe andeuten wollen, daß die Urgewalt der Leidenschaft, unter deren übermächtigem Antrieb Vittoria handelte, d. h. sündigte, ihr als eine Entschuldigung, ja als eine Art von Sühne für ihre Verfehlungen gutgeschrieben werden müsse? Ich bin geneigt, diese Frage zu bejahen im Hinblick, daß Webster seinen „weißen Teufel“ sterben läßt mit den Worten:

„Mein größter Fehl, er lag in meinem Blute,
Und also sühn' ich ihn mit meinem Blut“ . . . .

Wenn aber Orsini wähnte, leicht zum Ziele zu gelangen, so täuschte er sich sehr. Es war da einer, welcher die Einfädelung eines Liebeshandels zwischen dem Herzog und der jungen Accorombona ganz anders ansah, als die Donna Tarquinia, und dieser Andersſehende war Don Claudio, der Vater Vittoria's. Als der Ehrenmann, welcher er war, verabscheute er den Gedanken eines unehrenhaften Verhältnisses zwischen seiner Tochter und dem Herzog, wie ihm ein solches als sehr möglich erscheinen mußte, ja, er hätte wohl bei seiner Sinnesweise den verrufenen Mann nicht einmal zu seinem rechtmäßigen Schwiegersohn haben wollen. Um allen Aergernissen ein Ende zu machen und der Gefahr — Accoromboni mochte Grund haben, eine Entführung seiner Tochter durch den gewaltthätigen Duca zu befürchten — beizeiten vorzubeugen, schien es dem redlichen Vater das Räthlichste zu sein, Vittoria rasch zu verheiraten. Er mochte in seiner Ehrbarkeit glauben, eine rechtmäßige Ehe müßte seiner Tochter gegen zuchtlose Begehrnisse und Nachstellungen den besten Schutz gewähren; allein er bedachte dabei nicht, was für Ansichten unter seinen Landsleuten über die Heiligkeit, d. h. Nichtheiligkeit der Ehe im Schwange gingen, und noch weniger bedachte er, ob seine Tochter gegen die Begehrnisse und Nachstellungen vonseiten des Herzogs auch wirklich beschützt sein wollte. Genug, er sah sich um unter den Freiern Vittoria's und seine Wahl fiel auf den sterblich in seine Tochter verliebten Francesco Mignucci-Peretti, den Neffen des Kardinals Montalto. Es war eine armsälige Partie, wenigstens mit dem Maßstabe der hochfliegenden Hoffnungen gemessen, welche Donna Tarquinia für ihre Tochter und in dieser genährt hatte. Der Gärtnersenkel und Bauerssohn sollte ein Kleinod davontragen, um welches der stolzeste der römischen Fürsten, das Haupt der Orsini geworben hatte — abscheulich, unerträglich das! Aber Don Claudio setzte gegenüber von Frau und Tochter seinen Willen durch, und daß er ihn durchsetzte, erweis't immerhin klärlich, daß der brave Mann Herr in seinem Hause war. Der Herzog seiner-

seits scheint keinen Versuch gemacht zu haben, die Verheiratung seiner Angebeteten zu hindern. Die Hochzeit fand demnach statt, das junge Paar wurde in der Kirche Santa Maria della Corte getraut und Francesco führte seine Vittoria unter das gastliche Dach seines Ohms in der Via Papale.

Schon der Eintritt in das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Fuß anständiger, aber schlichter Bürgerlichkeit eingerichtete und geführte Haus mußte auf das verwöhnte Schönheitswunder vom Palazzo der Piazza Rusticuci einen unliebsamen Eindruck machen und die herzliche, aber ebenfalls schlichtbürgerlich geäußerte Freundlichkeit, womit ihre Schwiegermutter Camilla und ihre Schwägerin Maria Damasceni sie empfingen, vermochte diesen Eindruck nicht zu verwischen. Auch die Wahrnehmung nicht, daß ihre bloße Gegenwart hinreichte, die strengen Züge des Kardinals zu mildern, und nicht die immer wieder bestätigte Erfahrung, daß derselbe für die Frau seines Neffen ein wahrhaft väterliches Wohlwollen hegte. Sie, die vorher der in allen Weisen und Tonarten gehätschelte und beschmeichelte Mittelpunkt des glänzendsten Gesellschaftskreises gewesen war, sollte sich in dieser Enge, Eintönigkeit, Langweiligkeit behagen? Unmöglich! Aber vielleicht wäre dieses Unmöglich doch allmälig zu einem Möglich geworden, falls erstens der gute und verliebte Francesco etwas mehr, ach, bedeutend viel mehr gewesen, als eben ein verliebter und guter Francesco, und falls zweitens Donna Tarquinia nicht dafür gesorgt hätte, daß der Dämon in der Seele ihrer Tochter ja nicht zu dauerndem Einschlummern käme. Die hochmüthige Dame hatte sich zwar dem Willen ihres Gatten gefügt, fügen müssen, aber sie sah die Heirat Vittoria's fortwährend für ein Unglück, ja für eine Schmach an, die so oder so beseitigt und gutgemacht werden müßte. Sie blieb darum mit dem Herzog von Bracciano fortwährend in regem Verkehr, sprach ihrer Tochter von ihm und fachte in der jungen, mit ihrem Loose bald mehr und mehr unzufriedenen Frau hochmüthige Hoffnungen auf ein glänzendes

Dasein an der Seite des Duca immer wieder an. Daß diese Hoffnungen verbrecherische waren, kümmerte die ehrsüchtige Mutter wenig und kümmerte auch bald die Tochter nicht mehr. Ob Donna Tarquinia sich nicht gescheut, die Gelegenheitmacherin im schlimmsten Sinne zu spielen, d. h. heimliche Zusammenkünfte Vittoria's mit dem Herzog zu veranstalten oder wenigstens zu ermöglichen und zu begünstigen, ist nicht erwiesen, war aber diesem Weibe wohl zuzutrauen. Außerdem verfügte ja Orsini über die Dienste eines ebenso schlauen als gewissenlosen Gelegenheitmachers. Das war einer der Brüder Vittoria's, Marcello Accoromboni, welchen als einen dieser Ehre vollkommen würdigen Gesellen der Herzog in seine Banditen- und Brigantenklientel aufgenommen hatte. Diesen Menschen verwendete der Liebhaber Vittoria's als Auskundschafter und Anschicksmann im Hause Montalto und Marcello war zu diesem Dienste um so geeigneter, als er sich das blinde Vertrauen und die wahrhaft brüderliche Zuneigung seines allzu harmlosen Schwagers Francesco zu erschleichen gewußt hatte. Francesco verbarg den Schurken, welcher verschiedener Unthaten wegen aus Rom verbannt war, im Hause seines Oheims, so oft dem Banditen in die Stadt zu kommen beliebte.

Derweil nahm die Spannung und die düstere Färbung der Verhältnisse im Haushalt des Kardinals in der Via Papale und später in der Villa Peretti am Fuß des Esquilin von Tag zu Tag zu. Keiner und keine der Betheiligten konnte sich's verhehlen, daß ein Wesen wie Vittoria nicht hierher passte, obzwar Montalto lange Zeit nicht müde wurde, ein gewichtiges Vermittleramt zu üben. Das war wahrlich keine Kleinigkeit. Wenn es bekanntlich schon sehr schwierig ist, zwischen zwei Frauen unter e i n e m Dache, gleichviel, in welchem oder ob auch in gar keinem Verhältnisse dieselben zu einander stehen mögen, einen leidlichen Friedenszustand zu erhalten, so kann man sich unschwer vorstellen, daß unter d e m Dache, wo eine dämonisch-geniale Weltdame wie Vittoria einer Schwiegermutter und einer Schwägerin von der Sinnesweise und Gewöhnung

der Donna Camilla und der Donna Maria gegenüberstand, selbst ein Purpurträger genug zu thun hatte, um wenigstens das Ausbersten des Skandals nach draußen möglichst hintanzuhalten. Die Ergebnisse der mütterlichen Schulung und Unterweisung traten an Vittoria mehr und mehr hervor. Der weiße Teufel kehrte seine Natur immer zwangloser heraus. Die junge Frau hatte vom Anfang an einen Aufwand getrieben, welcher über ihre Stellung weit hinausgegangen war und ihre Mitgift rasch aufgezehrt hatte. Nur die kostbarsten Kleidermoden, der reichste Gold- und Steinschmuck waren ihr recht. Sie gefiel sich in einer sorglosen Vergeudung, welche dem sonst so sparsamen und allem Luxus abholden Kardinal schweres Geld kostete, und verleitete auch ihren willenlosen Gatten dazu. Bald kam Schlimmeres. Vittoria that sich nicht mehr den Zwang an, ihre Koketterie zu verbergen. Sie ließ sich ganz öffentlich hofiren und anbeten, fand es auch nicht mehr der Mühe werth, die entschiedene Abneigung, welche sie gegen den armen Francesco empfand, zu maskiren, und lebte in erklärter Feindschaft mit ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Wie giftgetränkt die ganze Sachlage schon dazumal gewesen sein muß, erhellt erschreckend daraus, daß, als Donna Maria später an einer Fieberkrankheit verstarb, innerhalb des Hauses geflüstert und außerhalb desselben mehr oder weniger laut gesagt wurde, Donna Vittoria hätte durch ihre Zofe Katerina aus Bologna, so eine Hexe wäre, ihrer Schwägerin die schleichend tödtliche Krankheit anhexen lassen. Francesco's Mutter wurde schon lange zuvor von einer dunkeln Angst um ihren Sohn gequält. Sie begann ihre Schwiegertochter zu hassen, aber sie fürchtete dieselbe noch mehr. Donna Camilla hatte das Vorgefühl einer Katastrophe. Kommendes Unheil warf auch diesmal, wie so oft, seinen schwarzen Schatten vor sich her, und daß die Mutter es war, welche diesen Schatten deutlich sah oder fühlte, kann nicht wundernehmen.

So war der Abend vom 15. April des Jahres 1581 herangekommen.

Ob Vittoria von dem, was an diesem Abend geschehen sollte, eine Ahnung hatte? Ob gar ein Wissen? Ob ihr eine Rolle in dem rasch sich abspielenden Mordstück zugetheilt war und welche? Auf keine dieser Fragen gibt es eine Antwort, welche auf Zuverlässigkeit Anspruch hätte. Möglich jedoch und wahrscheinlich sogar ist, daß die Tochter der Donna Tarquinia klar sich bewußt war, die Gattin des Francesco Peretti müßte Witwe sein, um Duchessa di Bracciano werden zu können.

Man wollte in der Villa Peretti gerade zur Ruhe gehen, als Vittoria's Kammermagd Katerina dem Signor Francesco einen Brief brachte. Als Schreiber desselben stellte sich Marcello Accoromboni heraus, welcher, wie er berichtete, wieder einmal in großer Bedrängniß sich befände und seinen Schwager und brüderlichen Freund anflehte und beschwor, ihm sofort beizustehen in einer Sache, wobei es um Leben und Tod sich handelte. Um Mitternacht, so schloß das Schreiben, möge sich der Helfer beim Quirinal auf dem Monte Cavallo zu einem Stelldichein mit dem Hilfebedürftigen einstellen. Der gute und treue Francesco erklärte sich ohne Bedenken und Zaudern dazu bereit, obgleich er ja wissen mußte, daß ein nächtlicher Gang durch das Rom des Statthalters Christi allzeit ein lebensgefährliches Abenteuer wäre. Der Gedanke an diese Thatsache fiel aber mit seiner Vollgewalt auf die Mutter Camilla und die Schwester Maria. Mit Bitten und Thränen, zuletzt kniefällig bestürmten die Frauen den Sohn und Bruder, den gefährlichen Gang zu unterlassen. Umsonst. Der sonst so weiche und bestimmbare Mann bestand, in Schicksalsschlingen gefangen, auf seinem Willen, nahm Hut, Mantel und Degen, befahl einem Diener, ihm mit einer Fackel voranzuleuchten, riß sich los und verließ das Haus.

Er kam nicht weit. Den Aufgang zum Quirinal hinansteigend, wurde er da, wo später Palazzo Barberini stand, von drei aus Arkebusen geschossenen Kugeln durchbohrt. Beim Knallen der aus einem Hinterhalt gefeuerten Schüsse ließ der Diener die Fackel fallen und rannte

Mord und Zeter schreiend nach der Villa zurück. Die Mörder aber stürzten aus ihrem Verstecke hervor, warfen sich auf den Verwundeten und gaben dem Röchelnden mittels Dolchstößen den Rest.

3.

Von der Nemesis, die wie gewöhnlich zu spät kam und, wie sie zu thun pflegt, den Hauptschuldigen entschlüpfen ließ.

Während die Mutter und die Schwester des so schändlich verrathenen und gemordeten Mannes in Klagen und Thränen sich erschöpften und selbst der strenge Kardinal in stummem Schmerze mühsälig nach Behauptung seiner gewohnten Fassung rang, setzte die Witwe Vittoria sich hin und schrieb in Terzinen einen „Lamento“ über den Tod ihres Gatten.

Das zeichnet die ganze Situation.

Mordthaten waren zwar dazumal in Rom Allnächtlichkeiten, allein die Umstände, unter welchen Francesco Peretti gemeuchelt worden, verschafften diesem Mord ein außergewöhnliches Aufsehen. „Donna Tarquinia hat es ausgeheckt, der Orsini hat es gethan oder thun lassen“ — so lautete die allgemeine Rede oder wenigstens der allgemeine Gedanke. Auf allen Lippen schwebte die Frage: „Was wird der Kardinal Montalto sagen und thun?“

Er sagte und that wenig. Eingehüllt in den Stoicismus seines Mönchthums erschien er am Tage nach der Mordnacht in einem vom Papste gehaltenen Konsistorium und verblüffte seine Miteminenzen durch seine Ruhe und Gefasstheit. Er sprach nur wenige und zwar wohlabgemessene Worte über die Blutthat der Nacht, welche ihm einen Neffen gekostet hatte. Als er dann mit Gregor dem Dreizehnten allein war, ließ er allerdings seinen Schmerz

deutlicher sehen; aber er erhob keine Anklage, gegen niemand. Er mochte denken, das wäre ja doch vergeblich, und — auch das zeichnet wieder die Sachlage — die Römer dankten ihm stillschweigend dafür, daß er nicht als Ankläger auftrat. Denn welche Bedrohungen und Schädigungen hätte man nicht von dem Orsini zu erwarten gehabt, so eine ernsthafte Anklage und Untersuchung gegen ihn erhoben und durchgeführt worden wäre! Der schlaffe Papst, welcher den Duca di Bracciano nicht weniger fürchtete als irgendein Spießbürger von Rom, konnte zwar nicht umhin, seine Entrüstung über Francesco's Ermordung zu äußern und auch zum Schein eine Untersuchung anzuordnen; aber diese kam über die ersten Anfänge gar nicht hinaus und damit schien die Sache abgethan, wenigstens amtlich.

Sie war es aber nicht. Zugleich mit der Nachricht von der feierlichen Bestattung, welche der Kardinal Montalto seinem Neffen in der Kirche Santa Maria degli Angeli bereitet hatte, erfuhr man in der Stadt, daß Donna Vittoria aus der Villa Peretti und gleichzeitig Donna Tarquinia aus dem Palazzo Accoromboni verschwunden wäre. Wohin? Die Volksstimme antwortete ohne Bedenken: „In einen der beiden Paläste Bracciano's auf dem Campo dei Fiori oder auf der Piazza Navona“ — und die Volksstimme hatte diesmals recht. Vittoria — sei es aus rasender Leidenschaft oder aus Furcht, in die Untersuchung des Mordes mitverwickelt zu werden, oder endlich dem Rathschlag ihrer Mutter folgend, welche das Gebäude ihrer unheimlichen Ränke möglichst bald unter Dach gebracht sehen wollte, oder aus allen diesen Motiven mitsammen — Vittoria hatte sich, alle Scham und Scheu abwerfend, zu ihrem Liebhaber geflüchtet, vom Sarg ihres von diesem gemordeten Gatten hinweg.

Selbst aus der gräuelgewohnten Raub- und Mordhöhle, welche das Rom jener Zeit gewesen ist, erhob sich ein Schrei des Entsetzens über solche Frechheit des Lasters.

Die päpstliche Regierung, soweit überhaupt von einer „Regierung“ die Rede sein konnte, rührte sich nicht und auch der „Statthalter Christi“ selbst würde sich nicht gerührt

haben, so ihm nicht von einer Seite her zugesetzt worden wäre, wo er schandenhalber doch hinhören mußte. Nämlich, die Orsini und die Medici fürchteten mit allem Grund eine Heirat des Duca di Bracciano mit der gewaltsam zur Witwe gemachten Vittoria und legten sich gemeinsam dagegen ins Zeug. Dem Stolze der Orsini war eine Vermählung ihres Oberhauptes mit der Tochter des umbrischen Junkers Accoromboni und der Witwe des Bauerssohnes Peretti zuwider und der Kardinal Medici hielt die Rechte seines Neffen Virginio, welchen seine ermordete Schwester Isabella ihrem Gemahle geboren hatte, durch eine neue Heirat des Duca für beeinträchtigt oder für ganz gefährdet. Es ist ja menschliche Art, sich viel lieber und leichter durch gemeine als durch edle Beweggründe zum handeln bestimmen zu lassen. Dieselben Leute, welche noch so eben die schnödeste Verletzung des Sittengesetzes nicht hatte bewegen können, Hand oder Fuß zu rühren, rührten jetzt wetteifernd ihre und anderer Hände und Füße, um den Eingebungen des Vorurtheils und der Habsucht gerecht zu werden.

Wie alle Schwächlinge von Menschen und von Völkern neigte Gregor der Dreizehnte stets dahin, wo augenblicklich die größte Kraftentwickelung statthatte, und darum ließ er sich durch die bezeichneten Einflüsse bestimmen, am 5. Mai von 1581 ein „Monitorium“ zu erlassen, kraft dessen eine Ehe Bracciano's mit Vittoria, welche ohne ausdrückliche päpstliche Bewilligung eingegangen würde, zum voraus für ungiltig erklärt wurde. Gegen diesen reingeistlich-kirchlichen Angriff wußte sich der Duca nur mittels passiven Widerstandes zu wehren. Er brachte seine Geliebte in eine kleine Villa, welche er an der Via Magnanopoli besaß, damit sie dort versteckt bliebe, bis der Sturm vorübergebraus't wäre. Allein das ging nicht so schnell, denn der Kardinal Medici und die orsinische Sippschaft hatten die Augen offen. Sie erwirkten ein neues Monitorium des Papstes, kraft dessen der Witwe Peretti befohlen wurde, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren. Sie gehorchte, war aber bald wieder in der Villa ihres Liebhabers. Ein abermaliges Moni-

torium trieb sie in das väterliche Haus zurück, in welchem Don Claudio jetzt allerdings nicht mehr Herr zu sein schien; warum, weiß man nicht. So ging das Hin und Her weiter bis zum Ausgang des Jahres, wo es gelang, den Papst zu einer ernstlichen Maßregel zu drängen. Eines Decembertages drangen päpstliche Sbirren plötzlich in das Haus Accoromboni, ergriffen Vittoria und führten sie nach dem in Trastevere gelegenen Kloster Santa Cäcilia. Weil man aber die Gefangene daselbst vor den Machenschaften ihres Galans nicht sicher glaubte, wurde sie nach dem Kastell San Angelo gebracht und dort nahezu ein Jahr lang gefangen gehalten. Diese Haft war jedoch eine sehr gelinde und die Gefangene durfte einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihrem Liebhaber unterhalten. Man wird dadurch in der durch den ganzen Verlauf der Sache angeregten Vermuthung bestärkt, daß die Gefangensetzung des weißen Teufels nur eine zwischen der Regierung des Vatikans und dem Herzog von Bracciano redend oder schweigend abgekartete Komödie gewesen sein könnte. Die Haft Vittoria's konnte für eine kirchliche Buße gelten und während der Dauer dieser Büßung sollte über die Ermordung ihres Gatten Gras wachsen und die eingeleitete Kriminalprocedur einschlafen.

An Anhaltspunkten zur Weiterführung derselben hätte es wahrlich nicht gefehlt. Der Bruder jener Katerina, der Zofe Vittoria's, Domenico d'Aquaviva, welcher an jenem Aprilabend den schicksalsschweren Brief für Francesco Peretti gebracht hatte, war verhaftet worden und hatte im Februar 1582 das Geständniß abgelegt — ohne Folterzwang, wohlverstanden! — die Donna Tarquinia wäre am ganzen Unheil schuld. Seine Schwester Katerina wäre ihre Helfershelferin gewesen. Zu Vollstreckern des Mordplans hätten gedient ein gewisser Machioni aus Gubbio und ein gewisser Barca aus Bracciano, Banditen eines großen Herrn, dessen Namen er, Domenico, aus beweglichen Gründen verschwiege. Diese Enthüllung hätte müssen von rechtswegen dem Duca Bracciano und der Donna Tar-

quinia theuer zu stehen kommen. Aber es war gar keine Rede davon. Im Gegentheil, die ganze Procedur wurde niedergeschlagen und unlange darauf ließ man auch den Domenico laufen. Das war die Rechtspflege eines „Statthalters Christi".

Mehr noch, schon zu Anfang des Jahres 1583 treffen wir den Herzog im Vatikan wieder in voller Gunst. Der heilige Vater ließ sich von dem Bösenwicht bewegen, alle gegen ihn und Vittoria erlassenen Monitorien zurückzunehmen, einzig das Eheverbot ausgenommen. Dasselbe, meinte Bracciano, wäre eigentlich ganz überflüssig, da er ja seinen Sippen, den Orsini, wie auch dem Kardinal Medici, die Erklärung gegeben hätte, er würde Vittoria niemals zu seiner Gemahlin machen.

Ja wohl, er brauchte sie nicht mehr dazu zu machen: sie war es nach damaliger Anschauung schon in aller Form Rechtens, als der Duca diese schamlos verlogene Erklärung abgab. Wenige Wochen, vielleicht nur wenige Tage nach der Ermordung des armen Francesco hatte sich der Mörder — denn das war ja der Herzog mittels der Hände seiner Banditen — in Rom mit der Witwe des Ermordeten heimlich trauen lassen. Für einen solchen Gransignore war es eine Kleinigkeit, in der von Priestern und Mönchen wimmelnden Stadt einen Prete aufzutreiben, welcher die Trauungsformel über ihn und seine Mitschuldige aussprach. Das genügte, zumal vor Erlassung des päpstlichen Monitoriums vom 5. Mai 1581, zum Abschluß einer rechtmäßigen Ehe vollkommen. Eine solche wollte aber Donna Tarquinia, welche zweifelsohne ihre Tochter angeleitet hatte, dem maßlos verliebten Orsini begreiflich zu machen, daß der Weg zu ihrem Schlafzimmer fortan nur durch die Kirche ginge. Die beiden Damen scheinen aber der heimlichen Trauung in Rom doch nicht ganz getraut zu haben. Vittoria setzte es nämlich nach ihrer Entlassung aus der Engelsburg durch, daß sich der Duca am 10. Oktober von 1583 in der Burgkapelle zu Bracciano zum zweitenmal und zwar öffentlich und feierlich mit ihr trauen ließ.

Diese Frechheit warf in Rom Staub auf. Das päpstliche Eheverbot bestand ja noch und so schickte man sich denn weitschichtig an, einen neuen Proceß gegen den Duca und die Duchessa di Bracciano einzuleiten. Der Orsini wußte wohl, daß das nur eine abermalige Komödie wäre, die bald ausgespielt sein würde. Er kam däher mit Vittoria scheulos nach Rom und lebte mit ihr als mit seiner Frau öffentlich in seinem Palazzo. Das Paar schien glücklich, war es vielleicht auch; denn über die Mahnungen des Gewissens waren beide weit hinweg. Nicht erst die Materialisten und Nihilisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben den schönen Satz erfunden, das „sogenannte“ Gewissen sei nur ein lächerliches Phantom, nur noch von „ganz zurückgebliebenen“ Leuten geglaubt, anerkannt und geachtet. Die Wüstlinge und Unzüchtlinginnen, die Frevler und Verbrecherinnen des 16. Jahrhunderts waren ja auch schon so weit.

Die Herrlichkeit des glücklichen Lasters währte bis zum 10. April 1585, am welchem Tage Gregor der Dreizehnte starb. Zunächst zwar schien dieser Todesfall das Glück des Duca und der Duchessa di Bracciano nicht beeinträchtigen zu können. Im Gegentheil, das Interregnum, die zeitweilige Papstlosigkeit Roms begünstigte die Ausführung eines Planes, womit sich das Paar wohl schon lange getragen hatte. Daß den Beiden an der Verwirklichung dieses Plans so viel gelegen war, scheint nun aber doch darauf hinzudeuten, das vorhin über ihre souveräne Gewissenlosigkeit Gesagte bedürfe einer Einschränkung. Oder war es nur ein unbestimmtes Furchtgefühl, welches sie besorgen ließ, die zweimal vollzogene Trauung genügte noch immer nicht, ihre Ehe zu einer rechtmäßigen zu machen? Genug, unmittelbar nach dem Ableben Gregors des Dreizehnten, berief der Orsini eine Versammlung der angesehensten Rechtsgelehrten und der geriebensten Advokaten in seinen Palast, um denselben die Frage vorzulegen, ob das von dem verstorbenen Papst erlassene Monitorium, welches dem Duca die Ehelichung Vittoria's verboten hatte,

jetzt noch zu Recht bestünde. Nach vielem Kalkuliren, Argumentiren und Debattiren gelangten die Herren zu diesem von dem Fragesteller gewünschten Schluß: Nein, das Verbot ist hinfällig geworden, maßen das Monitorium mit dem Tode seines Erlassers erlosch. Daraufhin feierten Don Paolo Giovanni und Donna Vittoria zum drittenmal ihre Hochzeit und ließen sich am 24. April von 1585 abermalen feierlich einsegnen, weihen und trauen.

Es war die höchste Zeit. Denn kaum eine Stunde nach dieser dritten Trauung, kraft welcher die Ehe des schuldigen Paares allerdings eine unanfechtbar giltige geworden, ging aus dem geöffneten Konklave der Kardinal Montalto als Papst Sixtus der Fünfte hervor.

Eine furchtbare Störung der dritten Hochzeit fürwahr! Wie ein Eishauch mußte das für sie, wie für ganz Rom, so unerwartet Gekommene die Beiden anwehen.

Der Heilige Geist, welcher bekanntlich die Päpstewahlen macht, hatte auch diesmal wieder, wie sonst so manchesmal, gar wunderliche Zickzackwege im Konklave wandeln, gar seltsame Kreuz- und Quersprünge machen müssen, um zu seinem Ziele zu gelangen [1]). Kaum aber war er dazu gelangt, kaum war Sixtus der Fünfte ausgerufen, als sich etwas wie die Empfindung einer Erlösung in der Bevölkerung von Rom regte. Die ehrlichen Leute athmeten auf, die Schurken wandelte ein Zittern an. Man ahnte, daß wieder einmal ein Mann, ein Papst-Herrscher auf dem Stuhle Petri platzgenommen hätte. Und so war es. Schon die ersten Regierungshandlungen, die vom Vatikan ausgingen, thaten urbi et orbi kund, daß der neue „Knecht der Knechte Gottes“ ein Herr und Gebieter von eisernem

---

1) Eine sehr anschauliche, auf durchaus authentischer Basis ruhende Schilderung dieser Zickzackwege und Kreuz- und Quersprünge, d. h. des Parteiengetriebes im Konklave und aller der diplomatischen Ränke und Schwänke, welche zur Wahl Montalto's führten, gibt Hübner in seinem trefflichen Werke: „Sixtus der Fünfte“, 2 Bde. 1871, I, 127 fg., also ein Mann, dessen Katholicität keinem Zweifel untersteht.

Willen, unerbittlicher Strenge und unbeugsamer Thatkraft wäre. Sofort begann die mit furchtbarer Folgerichtigkeit durchgeführte Säuberung der römischen Raub- und Mordhöhle, die Ausräumung der kirchenstaatlichen Banditen- und Brigantenherberge. Wenige Tage nur und Schrecken ging einher vor dem Namen Sixtus des Fünften.

Mit unter den Ersten, welche sich herzudrängten, um dem soeben proklamirten neuen Statthalter Christi den Fuß zu küssen, befand sich auch der Orsini. Er mochte gekommen sein, um in den Augen des Oheims seines Opfers nach seinem Schicksal zu forschen. Er wurde empfangen wie alle die andern, mit gnädiger Kühle. Doch meinte er einen seltsamen Blick aus dem Auge des Papstes auf sich herabzucken zu sehen. Dieser Blick ließ es ihm räthlich erscheinen, durch Vermittelung des Kardinals Medici den Papst um eine Privataudienz anzugehen. Sixtus gewährte sie und da hat er dem Duca in einer Weise, die nicht mißzuverstehen war, gesagt, der Papst hätte vergessen, was der Herzog an dem Kardinal Montalto gesündigt; so aber in Zukunft der Duca die Gesetze mißachten, Banditen in seinem Bann und Sold halten und Briganten in seinen Palästen und Burgen Unterschlauf gewähren würde, so sollte er erfahren, daß der Arm des Statthalters Christo jetzo von Eisen.

Voll Schrecken kam der Orsini heim und traf da eine Erschrockene, seine Gemahlin, welche ihrerseits von einem Gange zurückgekehrt war, der auch kein günstiges Ergebniß gehabt. Vittoria nämlich hatte unmittelbar, nachdem die Wahl Sixtus des Fünften kundgeworden, keck den Versuch gemacht, die Fürsprache ihrer früheren, so tödtlich gekränkten Schwiegermutter zu gewinnen. Sie hatte sich nach der Villa Peretti aufgemacht, welche sie so schnöde verlassen, um in die Arme des Mörders ihres Gatten zu eilen, sie drang fast gewaltsam zur Donna Camilla und erzwang sich eine Unterredung mit der Mutter Francesco's, welche den weißen Teufel mit Schluchzen empfing. Aber ein Versprechen der Verzeihung oder gar der Fürsprache ver-

mochte Vittoria nicht zu erlangen. Das hieß denn doch einer Mutter und vollends einer italischen Mutter zu viel zumuthen.

Die Nemesis war endlich doch aufgestanden. Spät kam sie, aber sie kam.

Noch in derselben Nacht flohen, von unbesieglicher Angst getrieben, der Duca und die Duchessa aus Rom. Zunächst auf ihre Burg zu Bracciano. Hier hatte der Oberbandit des Herzogs, Marcello Accoromboni, welcher auf des Orsini Befehl die Ermordung seines Schwagers Francesco geleitet, eine große Schar von Briganten versammelt, unzweifelhaft in der Absicht, während der Dauer des Konklave einen Raubstreich im größeren Stil auszuführen. Konnte man nun etwa an der Spitze dieser Gesellen der vermutheten Feindseligkeit des neuen Papstes Trotz bieten? Der Herzog, früher ein so entschlossener und verwegener Bösewicht, dachte nicht einmal daran. Der Blick des fünften Sixtus mußte ihn mit Entsetzen geschlagen haben. Der Boden des Kirchenstaates brannte ihm unter den Füßen. Er raffte sein Bargeld und was von kostbarem Besitz ihm sonst zur Hand zusammen und floh mit Vittoria von Bracciano weiter nach Padua, auf venetianisches Gebiet.

Hier im Juni 1585 angelangt, fühlte er sich sicher. Er wußte, die Signoria der Republik von San Marco würde ihn nicht an den Papst ausliefern, und seine reichen Mittel erlaubten ihm, auch in der Fremde als großer Herr aufzutreten. Er miethete einen Palast in Venedig selbst und einen zweiten in Padua, den Palazzo Foscarini. Ebenso in Salò eine am Ufer des Gardasee's wunderschön gelegene Villa. Dorthin zog er mit Vittoria, die sich in der ländlichen Umgebung sehr behagte. Sie war ja ein Stück von einer Poetin und nach allen den Stürmen ihres Lebens konnte ihr die idyllische Stille am schönsten der oberitalischen Seen nur willkommen sein. Das Idyll währte freilich nicht lange und schlug zur Tragödie um.

Die Erinnyen ruhten ja nicht. Eine Mutter darf die

Ermordung ihres Sohnes nicht vergessen, sonst wäre sie keine Mutter. Darum ließ Donna Camilla die Blutspur von jener Aprilnacht des Jahres 1581 nicht kalt werden. Sie bestürmte ihren Bruder um Rache. Wofür sonst trug er die dreifache Krone? Warum forderte er nicht von Venedig die Auslieferung des Mörders und seiner Schuldgenossin? Der Papst kam ungern auf die traurige Sache zurück, um so mehr, da er ein Gefühl zärtlichen Mitleids für Vittoria noch immer bewahrte. Im August 1585 sprach er mit dem venetianischen Botschafter bei der Kurie über die Auslieferungsfrage. Aber er nahm sie nicht an die Hand, sei es, daß er mit der Republik von San Marco dazumal in keine Verwickelung kommen wollte, sei es, daß er, wie er sagte, von der Sache genug und übergenug hätte und nichts mehr davon hören wollte. Soweit jedoch gab er den Bitten seiner Schwester nach, daß er an die Signoria das Begehren stellte, den ebenfalls auf venetianisches Gebiet geflüchteten Marcello Accoromboni auszuliefern. Dazu ließ sich Venedig nach etlichen Weiterungen herbei. Marcello wurde an die päpstlichen Behörden ausgeliefert und im folgenden Jahre zu Ancona gerichtet und hingerichtet.

Derweil war der Hauptschuldige unversehens der Gerechtigkeit entschlüpft, deren Brauch und Gewohnheit ja überhaupt ist, die kleinen Sünder zu fassen und zu strafen, die großen aber so oder so entschlüpfen zu lassen. Im Spätherbste erkrankte der Herzog von Bracciano zu Salò, gerade als er sich anschickte, zum Winteraufenthalt nach dem Palazzo Dandolo in Venedig überzusiedeln. Sein alter Schaden am Bein wurde brandig und die Lebensgefahr nahm rasch zu. Es warf doch etwas wie einen versöhnenden Schimmer auf dieses Sterbebett, daß der Kranke bis zum letzten Athemzug mit heißer Liebe an seiner Schuldgenossin hing. Die Sorge, daß er sie freundlos und schutzlos zurückließe, war wohl die bitterste Pein seiner letzten Tage. Soweit er konnte, sorgte er für Vittoria. Am 10. November 1585 machte er sein Testament, kraft dessen nach seinem Ableben einer seiner Stadtpaläste und

eine seiner Villen, ferner sein ganzer Reisehaushalt, alles Geräthe, Pferde, Wagen, sowie eine Summe von 100,000 Piastern in Bargeld, Juwelen und Silberzeug seiner Witwe als Eigenthum zufallen sollten. Um die Erbin gegenüber der mit Bestimmtheit vorauszusehenden Feindseligkeit der ganzen Sippschaft der Orsini im Besitze des Vermächtnisses zu schützen und zu sichern, bestellte Bracciano die Herzöge von Ferrara und Urbino, sowie die Kardinäle Farnese und Medici zu Testamentsvollstreckern, was sich freilich als ganz nutzlos bald herausstellen sollte. Drei Tage darauf, am 13. November, starb er.

Jetzt stand Vittoria allein und schon kreis'te ob ihrem Haupte die „gefügelte“ Nemesis. Aber peinlich zu berichten ist die Thatsache, daß die „Göttin mit strengem Blick“, die „Verwalterin der Gerechtigkeit“ zum Vollstrecker der Straffentenz an dem „weißen Teufel“ einen Menschen wählte, der ein „schwarzer“ Teufel mit Fug heißen konnte.

Das war einer von der Sippe des verstorbenen Duca, ein Orsini, Lodovico genannt, zweifellos einer der ruchlosesten Gesellen, so dazumal der Boden Italiens trug. Er war ein notorischer Bandit und Brigant und ein Hauptmann von Banditen und Briganten, was ihn aber nicht hinderte, ein angesehener Edelmann zu sein, der in der orsinischen Verwandtschaft viel galt. Wegen einer ganz besonders frechen Mordthat aus Rom verwiesen, war er nach Venedig gegangen und die Signoria hatte kein Bedenken getragen, ihm eine militärische Bestallung zu geben, ja sogar, da er für einen geschickten Officier galt, ihn zum Befehliger ihrer Truppen auf der Insel Korfu zu ernennen. Bevor er aber zur Uebernahme seines Kommando's dorthin ging, erfuhr er den Tod seines Vetters, des Herzogs von Bracciano, auf welches Ereigniß er wohl schon lange gelauert haben mochte. Darauf deutet der Umstand hin, daß er sich zum voraus vonseiten Virginio Orsini's, einzigen Sohnes des Orsini-Bracciano, eine Vollmacht verschafft hatte, eintretenden Falles für die Bestattung des Familienhauptes zu sorgen

und die Rechte des legitimen Erben gegen die „maladetta puttana“ Vittoria wahrzunehmen[1]).

Diese ahnte so wenig, was sie von dem Banditenhauptmann zu gewärtigen haben würde, daß sie ihn selber von dem Ableben des Herzogs in Kenntniß setzte. Lodovico machte sich sofort von Venedig nach dem Festlande auf und eilte spornstreichs nach Salò, wo er, auf seine Vollmacht pochend, als der rechtmäßige Herr auftrat und zwar brutal wie ein Bandit und räuberisch wie ein Brigant. Er verweigerte die Anerkennung des herzoglichen Testamentes, behandelte die Witwe, als ob sie wirklich nur eine „maladetta puttana“ wäre, und zwang sie, ihm das Silbergeschirr und den größeren Theil ihres eigenen Schmuckes auszuliefern. Auch die Pferde und Wagen nahm er ihr weg. Was konnte sie gegen den gewaltthätigen Schurken, welcher von einer ganzen Rotte seiner Spießgesellen begleitet war, thun? Nichts. Sie mußte, Schlimmstes fürchtend, froh sein, mit Hilfe ihres Bruders Flaminio Accoromboni, welcher bei ihr war, und etlicher treuer Diener aus Salò entfliehen und nach Padua in den Palazzo Foscarini gelangen zu können, welchen Zufluchtsort sie in ziemlich dürftigem An- und Aufzug erreichte. Also für den Augenblick in Sicherheit, suchte sie den Schutz der Signoria nach und wandte sich, Hilfe und Beistand suchend, auch an den Papst. Das verrieth doch, milde gesagt, große Keckheit, lieferte aber auch den Beweis, daß die weiße Teufelin überzeugt sein mußte, der Zauber, welchen sie auf den Ohm ihres ermordeten Gatten geübt, wäre noch nicht gebrochen. Und wirklich, er war es nicht. Sixtus der Fünfte, dessen bei seinem großen Aufräumungs- und Säuberungsgeschäft entwickelte Strenge gerade damals nicht selten zu erbarmungsloser Grausamkeit sich verhärtete, vernahm den Hilferuf

1) Eine bizarre Schicksalsfügung wollte, daß später eine Tochter der bescheidenen und anspruchslosen Maria Damascena, also eine Großnichte des fünften Sixtus, Flavia geheißen, von Virginio Orsini, dem rechtmäßigen Sohn und Erben des Verderbers ihres Oheims Francesco, geehlicht und zur Duchessa di Bracciano gemacht wurde.

Vittoria's ohne Zorn und war geneigt, denselben zu erhören. Aber er hatte keine Zeit mehr dazu.

Die Orsini wollten ihre Rache und ihren Raub haben, voll und ganz. Darum sollte in Padua vollendet werden, was in Salò begonnen worden. Lodovico Orsini war der Mann dazu, das zu thun. Diese italischen Banditen des 16. Jahrhunderts waren ganze Kerle, Menschen aus einem Gusse, das muß man ihnen lassen. Sie wußten ihren Verbrechen kühn ins Angesicht zu sehen und der Anblick entsetzte sie keineswegs. Sengen und Brennen, Rauben und Morden war ihnen ein Geschäft, das sie mit derselben Gemüthsruhe betrieben, womit etwa der Hufschmied den Pferdebeschlag oder der Fischer den Fischfang betrieb. Noch ein Zug vervollständigt das Bild dieser Männer mit Stirnen von Erz und mit Händen voll Blut. Sie waren nämlich sehr fromm. Fanden sie von Zeit zu Zeit, die Last der aufgehäuften Sünden und Frevel wäre nachgerade von unbequemer Schwere geworden, so versäumten sie nicht, diese Last im Beichtstuhl abzuschütteln, um Platz für eine neue zu gewinnen. Die Kirche hatte ja einen so guten Magen. Selbiger verdaute nicht nur Land und Leute, sondern auch ganze Berge von Lastern und Freveln.

Lodovico Orsini ließ nicht ab von dem Wilde, das er zu jagen, todtzujagen entschlossen war. Er folgte mit seiner Meute der Spur Vittoria's von Salò nach Padua. In der Nacht vom 21. auf den 22. December von 1585 besetzte eine Schar von verlarvten Bewaffneten die Zugänge zu dem düsteren, unwohnlichen Palazzo, wo die Witwe des Duca di Bracciano haus'te. Eine zweite Rotte von bewaffneten Verlarvten brach mit Gewalt in das Haus. Das erste Opfer der von Lodovico geführten Mordbande war Flaminio Accoromboni. Er wurde, in seinem Zimmer überfallen, mit Hakenbüchsenschüssen und Dolchstößen niedergemacht. Das Mordgetöse verkündete dem unseligen Weibe den Tod. Sie war in ihrem Schlafgemach. Die Thüre desselben wird von den Banditen aufgesprengt. Der ver-

mummte Hauptmann der Bande erscheint auf der Schwelle und schreit der Rettungslosen zu: „Du stirbst!“ Sie macht keinen Versuch, das Verhängniß abzuwenden, und sagt nur: „Gebt mir nur einen Augenblick Frist, meine Seele Gott zu empfehlen“. „Nein!“ Und auf den Wink des Orsini fasst einer der Briganten die Unglückliche, stößt ihr den Dolch in den schönen Busen, dreht das Eisen in der Wunde um und fragt höhnisch: „Hab' ich dein Herz getroffen?“

So endete ein Wesen, auf welches die Natur eine Fülle ihrer schönsten Gaben ausgeschüttet und welches davon doch nur zum Verderben anderer und zuletzt auch zum eigenen Gebrauch zu machen gewußt hatte. Vittoria's Erscheinung, Charakter und Schicksal erinnern, wie jeder, so sich mit dieser Geschichte beschäftigt, unwillkürlich finden muß, gar vielfach an das Schicksal, den Charakter und die Erscheinung ihrer Zeitgenossin, einer noch berühmteren oder, wenn man will, noch berüchtigteren Frau des 16. Jahrhunderts, an Maria Stuart, an welcher 14 Monate nach der Ermordung der Herzogin von Bracciano zu Padua im Schlosse Fotheringay in England ein politischer Justizmord verübt wurde. Verdient hatten die beiden Sünderinnen redlich, was sie traf. Aber das innerste Geheimniß ihres Daseins haben beide unausgesprochen mitgenommen in ihre blutigen Gräber.

Auch den mörderischen Lodovico Orsini traf endlich, was er schon lange überreichlich verdient hatte. Die Signoria von Venedig trat als Rächerin Vittoria's auf, mußte sich aber des kühnen Verbrechers, nachdem dessen Schuld, namentlich durch einen an Virginio Orsini gerichteten und aufgefangenen Brief festgestellt worden, sowie der ganzen Mordbande mittels eines förmlichen Kampfes bemächtigen, bei welchem sogar Feldschlangen in Anwendung kamen. Während der Procedur bewahrte der Bandit unentweglich die stolze und trotzige Haltung eines Mannes, welcher gethan, wie ihm zukam. Er wurde auf Befehl der Staatsinquisitoren am 27. December im Kerker erdrosselt.

Das ist das würdige Nachspiel zu dem Sittendrama gewesen, welches die Menschen von damals die Tragödie Accoromboni nannten.

Sixtus der Fünfte belobte die Signoria von San Marco dafür, daß sie die Ermordung Vittoria's gerächt. Der gewaltige Mann auf dem Stuhle Petri hat bis zum 27. August von 1590 gelebt, d. h. geherrscht. Er war, um doch auch einmal ein Modestichwort unserer Tage zu gebrauchen, der letzte „stilvolle“ Papst, eine Natur, ein Charakterkopf, eine Gestalt von Erz. Alle seine Nachfolger im Vatikan sind nur mehr oder weniger deutliche oder verwischte Abklatsche der vom Koncil zu Trient angefertigten Papstschablone gewesen. Er, der Bauerssohn von Grottamare, war die letzte pontifikale Persönlichkeit, welche der Rede werth.

Zwei Königinnen.

Die frouwen beide waren in groz ungemüete komen.
Nibelungenlied, 16.

Les places que la posterité donne sont sujettes, comme les autres, aux caprices de la fortune.
Montesquieu, **Grand. et décad. des Rom. ch. 1.**

1.

Wer mit Engländern verkehrt hat, weiß, daß über zwei Dinge, d. h. über eine Sache und über eine Person, sich nicht mit ihnen reden läßt, — nämlich nicht so reden läßt, wie es Leuten von Wissen und Unbefangenheit zukommt und ziemt. Die Sache ist die Bibel, die Person ist die Königin Elisabeth. Sobald diese zwei Gegenstände berührt werden, benimmt sich der richtige Englishman ungefähr so wie ein kolleriges Pferd, vor dessen Nase man plötzlich eine Rakete abbrennt. Er setzt sich, so zu sagen, auf die Hinterbeine, fängt zu pruhsten und zu bocken an, die bekannten britischen Starr- und Stieraugen werden grünglasig und mit Vernunft und Kritik, Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitssinn, item mit menschenwürdiger Diskussion ist's vorbei. Die Bibel ist das absolute „Holy Book“, die Königin Elisabeth die absolut „jungfräuliche Queen Beß“, — jene wie diese ein unter die unantastbare Glasglocke des ehrfurchtsvollsten Rührmichnichtan gestelltes Idol,

das einer Untersuchung, geschweige einer Anzweifelung, gar nicht unterzogen werden darf. Der richtige Engländer verbrennt noch immer alljährlich am Guy-Fawkes-Tag den römischen Papst im Bilde, aber vor dem papierenen Bibel-Papst liegt er anbetend auf den Knieen. Sein Bibelsammelsurium ist ihm, gerade wie dem richtigen Muslem sein Koransammelsurium, das Buch schlechthin und gerade so ist ihm die Königin kat' exochen seine „jungfräuliche Queen Beß", mit deren Jungfräulichkeit es doch schon in ihren Backfischjahren nur so so la la bestellt war, wie Lord Seymour de Sudeley des näheren anzugeben vermocht hätte, so er gewollt.

Wenn kenntniß- und urtheilslose Menschen, in deren Augen der große Cromwell nur ein „Rebell und Usurpator", der von Genius' Gnaden erlauchte Byron noch immer nur das Haupt einer „satanischen Schule" und der edelherzige, liebevolle Shelley nichts als ein „ungläubiges Ungeheuer" ist, — wenn solche richtig-englische Durchschnittsleute mit der Königin Beß Idolatrie treiben, so ist darüber weiter nichts zu sagen. Es ist das eben ein nationaler Aberglaube, wie der Bibelfetischismus ein religiöser. Wenn aber Menschen, welche auf höhere Geisteskultur, sogar auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben, die maßlose Ueberschätzung Elisabeths, den Queen-Beß-Götzendienst mitmachen, wie neuerdings wieder der Historiker Froude und der Essayist Dixon gethan haben, so darf man billig sich verwundern und den Ursachen dieser englischen Krankheit nachfragen.

Ein allgemein menschlicher Grund derselben ist, daß Elisabeth Erfolg hatte, glänzenden Erfolg. Weil sie glücklich war, mußte sie ihren Zeitgenossen und muß sie der Nachwelt als groß erscheinen. Hätte sie Unglück gehabt, so würde man natürlich von der rothhaarigen, geierschnabelnasigen Tochter Heinrichs des Achten ganz anders reden. Das Schicksal hatte sie auf einen Platz gestellt, wo sie, welche ihr Lebenlang innerlichst Katholikin geblieben und dem romanisch-despotischen System der Politik leidenschaftlich

zugethan gewesen ist, für die Vorkämpferin des Protestantismus und Germanismus gelten konnte, gelten mußte. Es ist eine jener nicht seltenen tollen Ironieen der Weltgeschichte, daß diese unerbittliche, kieselsteinhartherzige Tyrannin, welche ihre Parlamente behandelte, wie dieselben es verdienten, d. h. wie die Insassen einer Bedientenstube, wie die Senate des Tiberius oder des ersten und dritten Napoleon, — diese grausame Kokette, welche eine wirkliche oder auch nur geargwohnte Verfehlung gegen ihre bis zur Narrheit gehende Eitelkeit nie verzieh, — diese männersüchtige Nichtjungfer, welche mit Seymour, Leicester, Hatton und Simier gebuhlt und noch in ihren alten Tagen mit Essex lüstern getändelt hat, — dieses herrschsüchtige Weib, welches jeden Versuch, ihrer absoluten Machtvollkommenheit zu widerstreben, furienhaft ahndete, — diese blutige Verfolgerin der Nichtkonformisten, welche sich dem Papalismus der anglikanischen Päpstin Elisabeth nicht unterwerfen wollten, trotz alledem von der Mit- und Nachwelt als die weiseste der Königinnen, als ein Muster von Sitte und Takt, als eine, wie Shakspeare sie lobhudelte, ganz makellose Lilie („a most unspotted lily“), als die Trägerin und Heldin des germanisch-protestantisch-parlamentarischen Princips der Bewegung gegenüber dem romanisch-katholisch-absolutistischen der Stabilität gepriesen werden konnte und kann und zwar mit einem starken Anschein von Recht. Denn „le succès justifie tout“ und zu dem unberechenbar wichtigen Erfolge, welchen in dem großen, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entbrannten Kampfe das Princip der Bewegung über das der Stabilität davontrug, mußte Elisabeth, als Tochter der Anna Boleyn, mitwirken. Daß sie es in Folge ihrer großen staatsmännischen Begabung auch konnte, das macht in den Augen unbefangener Urtheiler ihren Anspruch auf Nachruhm aus. Sie war keine Initiatorin, keine Wegbahnerin; aber sie hatte etwas, viel sogar von dem Zeuge in sich, aus welchem die Weltgeschichte brauchbare Werkzeuge schneidet, um in verhängnißvollen Epochen den trägen Erdenkloß Mensch damit zu

bearbeiten, einzujochen, an den Entwickelungspflug zu spannen und vorwärts zu treiben. So ein Treiberberuf hat eine erkleckliche Dosis von skrupelloser Despotie zur unumgänglichen Voraussetzung, weil besagter Erdenkloß bekanntlich nicht belehrt und überzeugt, sondern gezwungen und vergewaltigt sein will. Elisabeth war eine ebenso skrupellose als glückliche Despotin. Des Nimbus ihrer geschichtlichen Stellung und ihres Glückes entkleidet und schlechtweg als Menschin angesehen, ist sie weder achtbar noch liebenswürdig gewesen.

Eine zweite Ursache, ja wohl die Hauptursache der Abgötterei, welche vom richtigen Engländerthum mit der Queen Beß getrieben wurde und wird, dürfte sein, daß Elisabeth so recht das Urbild der englischen Heuchelei, Scheinheiligkeit und „Respektability" darstellt. Eine schlauere, kühnere, konsequentere Heuchlerin als sie hat niemals in einem Unterrocke gesteckt. Sie war das Fleisch und Blut gewordene „Qui nescit dissimulare nescit regnare". Die Verstellung war der Sauerstoff ihrer Seele und sie lebte in der Intrike wie der Fisch im Wasser. Sie verdiente zwei so vollendete Heuchler wie Cecil und Walsingham zu Ministern zu haben, denn sie wußte auch diese zu überheucheln. Wie die Nationaleitelkeit der Franzosen in einem vierzehnten Ludwig und in einem ersten Napoleon sich selber anbetet, so vergöttert die Nationalscheinheiligkeit der Engländer sich selber in der Person der Königin Elisabeth.

Ein dritter Grund der überstiegenen Schätzung derselben ist zweifelsohne dieser, daß ihre Geschicke so enge mit denen ihrer Base, der Königin Maria Stuart von Schottland, sich verflochten haben. Die Leidenschaftlichkeit, die Verschuldung und das Unglück der schottischen Königin bilden ja den dunkeln Hintergrund, von welchem sich die Scheinheiligkeit, die Schlauheit und das Glück Elisabeths um so glänzender abheben. Diese trug in jeder Beziehung den Sieg über ihre Nebenbuhlerin davon, welcher sie schließlich den Kopf abschlagen ließ, und folglich läßt sich anständiger Weise an ihrem Rechte nicht zweifeln. Macht ist ja Recht.

2.

Seit dem Kampfe, welchen die beiden Frankenköniginnen Brunhild und Fredegund mit einander führten, hat es einen an dramatischem Interesse so reichen Weiberzank wie den zwischen Elisabeth und Maria entbrannten nicht wieder gegeben. An weltgeschichtlicher Bedeutung aber überragte dieser königliche Frauenkrieg des 16. Jahrhunderts jenen im sechsten gezeterten weit.

Denn auch Maria Stuart vertrat ein Princip, auch sie war so gut wie Elisabeth eine historische Charakterfigur. Es wäre ebenso oberflächlich als ungerecht, in der schottischen Königin nur ein liebebedürftiges und liebedurstiges, sinnlichen Eindrücken hingegebenes Weib erblicken zu wollen. Gewiß, es hat sich mitunter in ihr die Sinnlichkeit stark geregt, aber nur die Verleumdung hat sie zur Wollüstlingin stämpeln können. Sie war ganz entschieden viel weniger kokett als Elisabeth. Wenn diese durch die Verhältnisse zur Fahnenträgerin des Protestantismus und der modernen Staatsidee gemacht wurde, so drückten aus der Weltlage und aus persönlichen Beziehungen gleichmäßig entsprungene Motive der Maria das Banner des Katholicismus und der mittelalterlichen Romantik in die Hand. Als Nichte der Guisen, als Witwe des ältesten Sohns der Katharina Medici, als legitim berechtigte Erbin des von einer „ketzerischen" Nebenbuhlerin eingenommenen Thrones von England, mußte sie eine vorragende Stellung in der großen Kombination innehaben, welche im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts vonseiten der katholischen Reaktion zur Wiederherstellung des alten Glaubens im weitesten Umfange entworfen wurde und die päpstliche Tiara, den Jesuitenorden, die ganze Macht Philipps des Zweiten von Spanien und die der französischen Liguisten den Forderungen und Absichten eines und desselben Fanatismus dienstbar machte.

Trotzdem war Maria Stuart weit entfernt, eine reli-

giöse Fanatikerin zu sein. Sie hielt an dem ihr angeborenen oder vielmehr anerzogenen alten Glauben fest und mochte sich um so weniger von den gewohnten Anschauungen und Bräuchen trennen, als ihr der Hinblick auf den Ursprung des englisch-anglikanischen Protestantismus nur Ekel und Verachtung erregen konnte. Denn fürwahr einen verächtlicheren, schmutzigeren Ursprung hat wohl selten oder niemals ein menschlich Ding gehabt. Aus der Buhlschaft des Despotismus mit der Unzucht ist die zweischlächtige Bastardin von englischer Reformation entsprossen, wenigstens in ihrer Gestalt als anglikanische High Church. Der blutgierige Tyrann, wüste Weibersüchtling und grausame Weibermörder Heinrich der Achte hat diesen seiner würdigen Wechselbalg gezeugt. Aber wie sehr derselbe die Königin von Schottland anwiderte, eine fanatische Katholikin war sie so wenig, als Elisabeth eine fanatische Protestantin gewesen ist. Gerade wie diese sich aus dem Protestantismus eine Politik zurechtmachte, so war für Maria Stuart der Katholicismus ganz wesentlich politischer Natur.

Weder sinnliche Begehrlichkeit also hat das Dichten und Trachten der Schottenkönigin bedingt und bestimmt, noch religiöser Eifer. Das bewegende Agens ihres Wesens, Denkens und Thuns war vielmehr der glühende Wunsch, etwas vorzustellen in der Welt, der rastlose, bis zuletzt aushaltende Ehrgeiz, eine große Königin zu sein.

Und dieser Ehrgeiz hatte zu seiner unausrottbaren Wurzel die energische Vorstellung, welche Maria Stuart von ihrer angestammten und angeborenen Gottesgnadenthümlichkeit hegte. Sie war von ihrem dynastischen Rechte bis zu ihrem letzten Athemzug überzeugt. Auch von ihrem dynastischen Recht auf die Krone, welche Elisabeth trug. Und sie durfte, sie mußte es sein. Denn stellt man sich, wie man ja bei Beurtheilung dieses Verhältnisses thun muß, auf den Standpunkt des monarchischen Köhlerglaubens der sogenannten Legitimität, so kann gar nicht bestritten werden, daß Maria als die legitime Enkelin Heinrichs

des Siebenten[1]) einen weit besseren Anspruch auf die englische Krone besaß als Elisabeth, welche nur eine Bastardenkelin des genannten Königs von England war, die Frucht eines zweifachen Ehebruchs, und noch dazu von ihrem eigenen Vater und auf dessen Befehl auch vom Parlamente förmlich als Bankertin erklärt.

Für Elisabeths wahrhaft ungeheuerlichen Stolz mußte es eine bittere Kränkung sein, daß sie sich des demüthigenden Gefühls ihrer makelhaften Geburt nie ganz entschlagen konnte. Sie empfand scharf, welchen Vortheil diese Makel der Schottenkönigin über sie gab. Daher der unstillbare Haß, welchen Elisabeth von Anfang an gegen Maria hegte. Diese ihrerseits war sich des Vorzugs ihrer legitimen Geburt, Stellung und Berechtigung wohlbewußt und Schiller hat mit jenem historischen Instinkt und Takt, welchen nur Plattschädel von Schulfüchsen ihm bestreiten können, das Richtige getroffen, wenn er am Schlusse des vierten Auftritts vom dritten Aufzug seiner Tragödie die boshaft gereizte Maria Stuart zornglühend ihrer Todfeindin Elisabeth und den englischen Lords zurufen läßt: —

„Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Briten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen.
Regierte Recht, so läget ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König!"

3.

Der bornirte Protestantismus hat die Königin Elisabeth, der bornirte Katholicismus hat die Königin Maria heilig

---

1) Durch ihre Großmutter Margaretha, Tochter Heinrichs des Siebenten, ältere Schwester Heinrichs des Achten, Gemahlin Jakobs des Vierten von Schottland.

gesprochen. Die unbefangene Betrachtung findet den Wahrspruch: Weder die eine noch die andere war ein Heilige, nichts weniger sogar als eine Heilige. Maria Stuart ist zweifelsohne die ursprünglich edlere Natur gewesen, Elisabeth Tudor die klügere Politikerin. Maria war allzeit und überall, in der Liebe wie im Haß ein echtes und ganzes Weib mit glühenden Impulsen und vollschlagenden Pulsen; Elisabeth dagegen hatte etwas Zwitterhaftes und war, wenn auch keine Virgo, doch eine Virago, im heroischen Sinne des Wortes wie im vulgären.

Diese beiden durch Blutsverwandtschaft einander so nahe gerückten Frauen wurden durch ihre Stellungen zu solchen Todfeindinnen gemacht, daß die britische Insel nicht Raum für beide hatte und ein viele Jahre hindurch rastlos zwischen ihnen geführter Streit nur mit dem Untergange der einen oder der andern enden konnte. Zwei Vettern auf den Thronen von England und Schottland konnten sich leidlich mitsammen vertragen, zwei Basen nimmer. Es wäre ja das wider alle weibliche Kleiderordnung gewesen.

Elisabeth (geb. am 7. September 1533) war neun Jahre älter als Maria (geb. am 8. December 1542). Beide hatten jene auf Sprachenfertigkeit und Literaturkenntniß gerichtete Erziehung und Bildung erhalten, welche die Renaissancezeit großen Damen zu geben liebte. Beide verstanden und sprachen außer ihrer Muttersprache Latein, Französisch und Italisch. Elisabeth wußte sogar etwas Griechisch und Deutsch. Sie liebte es, mit ihrer Gelehrsamkeit staatzumachen, und ihre gränzenlose Eitelkeit nahm es als einen rechtmäßigen Tribut hin, wenn man glaubte oder zu glauben vorgab, sie hätte die schönsten Hände und sie sei die geschickteste Lautenspielerin wie die graziöseste Tänzerin von der Welt. Sie hatte sich eine würdevolle Haltung angewöhnt, sie wußte imponirend, sogar majestätisch aufzutreten; aber schön war sie in Wahrheit und Wirklichkeit keineswegs. Schmeichler haben ihr „goldfarbiges“ Haar gepriesen; allein nicht durch die Schmeichlerbrille angesehen, war dasselbe roth, sogar stark ins Fuchsig-Rothe streifend.

Den wasserblauen Augen war der sanfte Schmelz fraulicher Güte und Milde fremd und niemals hatten sie den bebenden Schimmer mädchenhafter Scham und Scheu gekannt. Die große Raubvogelschnabelnase, der grobsinnlich aufgeworfene Mund mit einem unverwischbaren Zug von Falschheit um die Lippenwinkel und das starkfleischige Kinn kennzeichneten die Virago, hatten aber durchaus nichts Anmuthiges. Als richtige Kokette liebte es Elisabeth, sich auffallend zu kleiden und die herrschenden Moden bis ins Abgeschmackte zu übertreiben. Noch als altes Weib ist sie wie ein junges Mädchen angezogen gewesen. Die Grazien wußten und wollten nichts von ihr. Summa: ein unliebenswürdig mann-weibischer Mischmasch von berechnender Heuchelei, herzloser Gefallsucht und luciferischem Hochmuth; aber für die Welt, wie sie nun einmal ist, ganz gemacht, schlau, ausdauernd, nie um Mittel und Wege verlegen, Meisterin der Kunst, den Schein zu wahren, gänzlich ohne Gewissensskrupel, sobald ihr Ansehen, ihre Macht oder auch nur ihre Eitelkeit in Frage kamen. Aus der herben Schule ihrer Jugendtrübsale war sie als eine ausgelernte Staatsmännin hervorgegangen. Sie war eine Kennerin der Menschen und hatte die Wissenschaft, dieselben zu behandeln, vollständig inne. Sie besaß auch das Verständniß ihrer Zeit. Sie begriff, daß es mit der Feudalromantik unwiderruflich zu Ende ginge, daß die Grundlagen und Hilfemittel mittelalterlicher Politik vernutzt seien und daß neue Lebensmächte wirksam geworden, welchen man Beachtung nicht versagen dürfte. Sie herrschte absolut, aber so geschickt, daß ihre guten Unterthanen glaubten, das ihnen von Zeit zu Zeit plump vorgegaukelte parlamentarische Märchen sei Wirklichkeit. Sie wollte Despotin sein und war es, allein ihr Despotismus war nicht wie der Philipps von Spanien ein zerstörender und ertödtender, sondern ein schaffender und belebender.

In alledem lag eine ganz unleugbare und große Ueberlegenheit Elisabeths über ihre Nebenbuhlerin, obzwar diese von Haus aus genialischer angelegt war. Maria's Geist war feiner und beweglicher, ihr Gefühl kräftiger, ihre

Phantasie reicher und schöpferischer. In der Verstellungskunst war sie eine wahre Zwergin gegenüber der Riesin Elisabeth, aber an Stärke des Ehrgeizes stand sie ihrer Feindin nicht nach und an Muth und Ausdauer übertraf sie dieselbe weit. Unter den ungünstigsten Umständen, eine arme Gefangene, krank, bewacht, umlauert, brutalisirt, hat sie mit den kärglichsten Mitteln den Kampf gegen ihre Besiegerin und Kerkermeisterin dennoch mit einer bewunderungswürdigen Thatkraft bis zur letzten Stunde fortgeführt und von ihrem Gefängniß aus die mächtige Königin von England auf ihrem Throne zittern gemacht. Dies gibt unwiderlegliches Zeugniß, daß Maria über das menschliche Durchschnittsmaß hoch emporragte. Und sie war wie in ihrer Mädchenblüthe so noch in ihrer fraulichen Reife eine so schöne, so gewinnende, so anmuthige Erscheinung! Während ihrer kurzen glücklichen Mädchenzeit in Frankreich haben Ronsard, Du Bellay und Brantôme all ihr Talent erschöpft, um in Versen und Prosa den Reiz von Maria's Persönlichkeit darzustellen, und sie haben neben der Schönheit der jungen Königin auch die vielseitige Kultur ihres Geistes, ihre Bescheidenheit und jungfräuliche Würde, ihre Herzensgüte und Sanftmuth hervorgehoben. Maria war hochschlank von Wuchs und von vollendet harmonischem Gliederbau. Ihre von der Natur gelockten Haare färbten sich mit den Jahren aus dem Goldblond in's dunkle Kastanienbraun um. Ihre Haut hatte jenen Sammetschimmer, welcher einen der seltensten und köstlichsten Frauenreize ausmacht. Unter ihrer hochgewölbten Stirne blickten große braune Augen hervor, sanft und geistvoll zugleich, Augen, deren zärtlichem Schmachten und fröhlichem Aufleuchten gleich schwer zu widerstehen war. Maria's reizend geschnittener Mund entsendete eine klangvolle, tief zu Herzen gehende Bruststimme und ihr ganzes Gebaren trug den zierlichen Stämpel der Anmuth. Ihr Lächeln entzückte, ihr Weinen riß hin. Sie verstand die keineswegs leichte oder allgemeine Kunst, sich zu kleiden, aus dem Grunde. Sie brauchte sich aber nicht anzustrengen, um zu gefallen; sie brauchte

sich nur zu geben, wie sie war. Ihrer Koketterie war die Grazie der Natur eigen. Sie sprach sehr gut, sie schrieb einen Stil voll Nerv und Leben. Sie war eine Dichterin, Musikerin, Sängerin, eine wahre Künstlerin in weiblichen Handarbeiten; sie tanzte so schön, daß man ihrer Base und Hasserin Elisabeth kein lieber gehörtes Kompliment machen konnte, als wenn man ihr sagte, sie tanzte doch noch schöner als die Königin der Schotten. Maria hat es auch in den anstrengenderen körperlichen Uebungen bis zur Meisterschaft gebracht: sie war eine kühne und unermüdliche Reiterin und verwegene Jägerin. Der Klang der Trompete erschreckte nicht ihre Ohren, er wirkte vielmehr auf sie wie auf das Schlachtroß im Buche Hiob. Sie liebte es, an der Spitze reisiger Geschwader zu reiten und ihr königlich Banner im Morgenwinde flattern zu sehen. Summa: Ein Weib, geschaffen, glücklich zu sein und glücklich zu machen, und doch bestimmt, sich selber und alle, die sie liebte und von den sie geliebt wurde, ins Verderben zu stürzen. Eine über die maßen liebenswürdige Frau, gut, im heimeligen Klosett mit ihr zu kosen oder auf rennenden Rossen mit ihr im Morgensonnenschein über das Feld fliegen hinter dem gehetzten Hirsche her oder sich mit ihr im Fackeltanze zu schwingen oder bei einem Turnier von ihr als der „Königin der Schönheit“ den Siegespreis zu empfangen. Im alten Griechenlande wäre sie eine Aspasia, zur Kreuzzügezeit eine Klorinda geworden; denn die Anlage zur Hetäre lag nicht weniger in ihr als die zur Heldin. In ihre eigene Zeit gestellt, war sie ein Anachronismus: eine mittelalterlich-romantische Königin paßte nicht in die Giftblüthentage der „welschen Praktik“. Als sie selber das Netz dieser grauenhaft unsittlichen „Staatskunst“ zu handhaben versuchte, verstrickte sie sich rettungslos in den Maschen desselben. Ihr, die von Natur gutherzig, mitleidsvoll, hochsinnig und großmüthig gewesen ist, war es verhängt, die Bundesgenossin eines dreizehnten Gregors, der Jesuiten, Philipps des Zweiten, des Herzogs von Alba, der Guisen, der Katharina von Medici und der Bartholomäusnachtmörder

zu sein und demnach als Mitschuldige an allen den Gräueln zu erscheinen, welche die Partei der Vergangenheit verübte, um die Zukunft im Mutterleibe der Gegenwart zu tödten. Ihr erstes Unglück war, eine Guise zur Mutter gehabt zu haben; ihr zweites, am französischen Hofe erzogen worden zu sein. So kam sie nach ihrer ersten Verwitwung als eine Fremde in ihr Heimatland zurück, wo inzwischen der Adel den Katholicismus gestürzt hatte (1560), um für die Demüthigungen, welche ihm die alte Allianz zwischen Krone und Klerus bereitet hatte, seine Rache zu nehmen und zugleich der Güter der Kirche sich zu bemächtigen. Fremd wie ihr wildes Geburtsland waren der jungen Königin auch die wirklichen Interessen der Zeit. Sie wußte daher nicht mit denselben zu rechnen, obzwar unmittelbar nach ihrer Heimkehr nach Schottland wie ihr persönliches Gebaren ein durchaus schickliches und ziemliches so auch ihre politische Haltung eine verständige und geschickte gewesen ist. Aber die sie umringenden Schwierigkeiten überstiegen in die Länge die Kräfte einer jungen Frau von neunzehn Jahren, welche die in ihrer Lage unumgänglich nothwendige Gabe der Menschenkenntniß nicht besaß. Sie hat sich dieselbe auch später niemals angeeignet. Eine Romantikerin jeder Zoll, ließ sie sich allzu gern durch augenblickliche Eindrücke bestimmen und gefiel sich in jener Fahrigkeit, welche überhaupt der Romantik eigen. Nur an Einem hielt Maria alle die bunten Wechsel und abenteuerlichen Wandelungen ihrer Laufbahn hindurch unwankbar fest: an dem Vollbewußtsein ihrer Königschaft. Darum platzten in dem Streite zwischen Elisabeth und Maria nicht etwa nur zwei weibliche Eitelkeiten auf einander — was übrigens auch schon ausgereicht hätte, Tod und Verderben zu erzeugen — sondern zwei gleich große, gleich leidenschaftliche, gleich brennende Ehrgeize. Aber die Trägerin des einen war eine Intrikenkünstlerin, die des andern eine Verskünstlerin: das Resultat des Zusammenstoßes konnte also nicht zweifelhaft sein.

4.

Es ist kein edles Bild und passt auch nach keiner Seite hin so recht; allein man kann sich doch beim Anblick des Kampfes zwischen den beiden Königinnen nicht der Vorstellung entschlagen, als sähe man eine rothhaarige Katze mörderisch mit einem tropisch schöngefiederten Vogel spielen.

Der Vogel Maria wußte recht wohl, daß die Katze Elisabeth auf der Lauer lag und was die Windungen und Drehungen und Schweifringelungen derselben zu bedeuten hätten. Aber leichtherzig nach Vogelart, flatterte, flog und zwitscherte der Vogel sorglos vor der verschmitzten Feindin herum, welche ihre Krallen abwechselnd zeigte und verbarg, bis sie endlich den rechten Moment, den Fangsprung zu thun, erlauert hatte. Oder vielmehr, so meisterlich katzenhaft hatte die Katze gespielt, daß sich der von Sperbern verfolgte und müdgejagte Vogel vertrauensvoll in die Katzentatzen warf, welche ihn erwürgten. . . .

Es steht ganz unanfechtbar fest, daß sich Elisabeth von Anfang an ihrer schottischen Base feindselig gegenüber gestellt hat, obzwar sie gelegentlich ihren Haß, falls das gerade in ihr Spiel passte, manches Jahr hindurch geschickt zu maskiren verstand. Weil sie sich, während Maria in Frankreich sich befand, gewöhnt hatte, Schottland für eine englische Provinz anzusehen, und weil es wirklich für ihr politisches System von höchster Wichtigkeit war, daß Schottland bleibend von den katholischen Interessen, von der Allianz mit Frankreich oder Spanien abgezogen würde, sah Elisabeth es schon mit sehr unliebsamen Augen an, daß ihre Base nach dem Tode Franz des Zweiten in ihr Heimatland zurückkehrte. Sie hat diese Rückkehr sogar mittels List zu verhindern gesucht und mit Gewalt zu verhindern gedroht. Recht eigentlich ihr zum Trotz und Tort mußte die achtzehnjährige Witwe im August von 1561 die Heimreise unternehmen und dabei Gefahr laufen, schon damals ihrer Feindin in die Hände zu fallen.

Es ist ferner unanzweifelbar, daß Maria in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft in Schottland alles that, was sie mit Ehren thun konnte, um mit ihrer Base von England in ein aufrichtiges Verständniß und freundschaftliches Verhältniß zu kommen. Sie befolgte keineswegs eine französische oder spanische oder überhaupt eine widerenglische Politik. Ließ sie sich doch ganz von den Rathschlägen ihres Halbbruders James leiten, welcher, ein Bankert Jakobs des Fünften von der Margaretha Erskine und durch seine königliche Halbschwester zum Grafen von Murray erhoben und mit Wohlthaten überschüttet, hinter der Maske des religiösen Fanatismus ehrgeizige Anschläge verfolgte und der Söldling und gehorsame Diener Elisabeths war [1]). Maria ging in ihren Bemühungen, ihrer Base zu Gefallen zu leben, sogar soweit, daß sie sich bereit erklärte, den ihr zum Gemahl vorgeschlagenen halbabgetragenen Liebhaber Elisabeths, den Lord Leicester, zu heiraten, unter der einzigen Bedingung, daß die Königin von England sie förmlich als ihre Erbin anerkännte. Also nicht verdrängen wollte die schottische Königin ihre Base, sondern nur von dieser ihr gutes Recht anerkannt wissen. Gewiß eine sehr gemäßigte Forderung, denn, sei es wiederholt, dem Legitimitätsrechte zufolge durfte nicht Elisabeth, sondern mußte Maria auf dem englischen Throne sitzen.

Die Königin von England mochte aber von ihrer Nachfolge um so weniger reden hören, als sie recht gut wußte, daß sie einen Platz einnahm, welcher ihr nicht von rechtswegen zukam. Sie konnte das klare Erbfolgerecht der schottischen

---

1) Murray war einer der verschlagensten Menschen seiner Zeit. An Heuchelei konnte er es sogar mit Elisabeth von England aufnehmen. Es untersteht kaum einem Zweifel, daß der geriebene Bastard, politisch und militärisch ungemein begabt, insgeheim selber nach der Krone von Schottland strebte. Jedenfalls wurde er zu solchem Streben gestachelt durch seine stolze Mutter, welche den Laird von Lochleven aus der Familie Douglas geheiratet hatte. Sie behauptete steif und fest, sie sei vordem nicht die Maitresse Jakobs des Fünften gewesen, sondern seine rechtmäßige Frau und demnach wäre ihr Sohn James der rechte Erbe der schottischen Krone.

Königin nicht leugnen, aber sie suchte durch hundertfältige Ausflüchte der Anerkennung desselben zu entgehen. Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß ihr Widerwille, diese Anerkennung auszusprechen, nicht allein aus ihrer Eitelkeit und Herrschsucht erfloß, sondern auch aus der nicht grundlosen Besorgniß, die katholische Maria Stuart, einmal als rechtmäßige Thronnachfolgerin proklamirt, könnte leicht eine von dem damals in England noch zahlreichen und mächtigen katholisch gesinnten Adel mit Freuden gegen das Regiment der Bastardstochter Heinrichs des Achten und der Anna Boleyn erhobene Standarte werden. Dieser Argwohn war es überhaupt, welcher das ganze Verhalten Elisabeths zu Maria vergiftete. Dazu kamen dann noch die Launen der herrschsüchtigen Despotin und die gehässigen Grillen des eifersüchtigen Weibes. Es nagte an dem stolzen und kaltselbstsüchtigen Herz der Königin von England wie ein schlummerloser Wurm, daß sie sich sagen mußte: Die Mary da droben in dem lumpigen Schottland ist doch schöner und liebenswürdiger als du.

Dieser Argwohn, dieser Neid und diese Eifersucht bestimmte nun die Politik, welche Elisabeth gegenüber ihrer Base einhielt. Es war eine Politik raffinirter Gewissenlosigkeit und Bosheit. Daß das arme Schottland darob aus tausend Wunden bluten mußte, kümmerte die große Heuchlerin zu Whitehall nicht im geringsten. In Cecil-Burleigh und Walsingham fand sie ebenso gewandte als skrupellose Ausführer ihrer tückischen Absichten und Pläne. Der Großschatzmeister und der Staatssekretär wären fürwahr befähigt, würdig und willig gewesen, jenem „Principe“, welches Machiavelli's satanisch-ironisches Genie geschaffen hat, als Minister zu dienen. Mit Hilfe solcher Handlanger hat Elisabeth ihre Base umlauert, umstrickt und bestrickt. Keine List war der großen Intrikantin zu gemein, keine Tücke zu boshaft, um nicht gegen Maria in Anwendung gebracht zu werden. Jede gegen die schottische Königin geplante Schurkerei war der Unterstützung vonseiten der englischen sicher. Jeder an Maria begangene Verrath durfte von Elisabeth Be-

lohnung fordern und erwarten. Jedes gegen die Schottenkönigin gesponnene Komplott lebte vom Gelde der englischen Staatskasse. Viele Jahre hindurch hat Elisabeth den Bürgerkrieg in Schottland zu einem chronischen Uebel gemacht. Wollte demselben einmal aus Ermattung der Athem ausgehen, so blies die Königin von England ihm neues Leben ein; denn jeder Rebell gegen Maria konnte auf den Schutz und Beistand Elisabeths rechnen, wie jede gegen die Schottenkönigin geschleuderte Verleumdung im Palaste der Herrscherin von England ein beifälliges Echo zu finden gewiß war.

So war, aller beschönigenden Hüllen entkleidet, das Verhalten der mächtigen Tochter Heinrichs des Achten gegen die machtlose Tochter Jakobs des Fünften. Rechnet man nun zu dieser elisabethischen Politik die Zustände Schottlands, in welche die blutjunge, unerfahrene und lebenslustige Königin unversehens hineingeworfen wurde, so ergibt sich eine Summe von Schwierigkeiten, welche, so sie überhaupt zu überwinden waren, nur durch einen Genius und Charakter ersten Ranges bewältigt werden konnten und folglich durch Maria Stuart nicht zu besiegen waren.

Die ganze Macht in Schottland besaß der Adel, welcher vermöge des Klan-Wesens unbedingt über Gut und Blut, Leben und Tod seiner Hintersassen verfügte. Niemals haben Hunde ihren Herren treuer angehangen, als die schottischen Klans ihren Lords und Lairds anhingen, und kein Fürst der Assassinen fand willigeren Gehorsam, wenn er Mordbefehle ausgehen ließ, als die schottischen Häuptlinge. Sie waren der Staat, falls überhaupt im 16. Jahrhundert Schottland ein Staat heißen konnte. Indem sie, von den bereits berührten Motiven geleitet, die kirchliche Reform durchgesetzt, hatten sie zugleich mit der alten Kirche auch die Krone völlig unter ihre rohen Fäuste gebracht, so sehr, daß dem Königthum, wenn es überhaupt existiren wollte, gar nichts übrig blieb, als zwischen den adeligen Parteien hin und her zu laviren und bald mit dieser bald mit jener Pakt und Bündniß zu schließen. Etwas wie einen bürgerlichen Mittelstand, auf welchen sich anderwärts das Königthum

in seinen Kämpfen gegen das Feudalbaronethum stützen konnte, gab es ja nur in der Form von schwachen Anfängen. Das Städtewesen konnte mit dem gleichzeitigen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien nicht den entferntesten Vergleich aushalten. Schottland besaß eigentlich vor dem 18. Jahrhundert keine Stadt, welche unseren Vorstellungen von einer solchen entsprochen hätte; selbst Edinburg nicht ausgenommen, welches zwar am Ende des 16. Jahrhunderts an 30,000 Einwohner zählen mochte, aber zum weitaus größten Theil nur aus armsäligen Hütten bestand. Perth, damals die zweite Stadt des Landes, hatte im Jahre 1685 noch nicht 9000 Bewohner. Aberdeen hatte im Jahre 1572 höchstens 2900. Die Städtebürger mußten nothwendig arm, elend und unwissend sein; denn die ehrlichen bürgerlichen Handirungen, die gewerbliche und kaufmännische Thätigkeit waren ja verachtet und die Gewerke standen demzufolge auf einer so niedrigen Stufe, daß die Schotten nicht einmal die Waffen, womit sie sich gegenseitig unaufhörlich umbrachten, und nicht einmal die einfachsten und gangbarsten Ackerbaugeräthe selber zu verfertigen verstanden. Eine bürgerliche, d. h. eine wirkliche Kultur begann in Schottland erst zu keimen und Schößlinge zu treiben, als die alles verschlingende Adelsmacht mit der schottisch-reformirten Kirche, mit dem Presbyterianismus in Konflikt und Kampf gerieth.

Die schottische Reformation hatte anfänglich, wie bekannt, einen durchaus aristokratischen Charakter und mußte als Werk des Adels einen solchen haben. Aber das änderte sich vom letzten Fünftel des 16. Jahrhunderts an ebenso rasch als bedeutsam. Warum? Die Edelleute wollten den der alten Kirche abgezwackten Raub für sich allein behalten, während der reformirte Klerus billiger Weise einen Antheil an der Beute zu haben begehrte. Als die Aristokratie diesem Begehren widerstrebte und widerstand, bewies ihr die Kirche, daß die Kanzel schließlich doch mächtiger sei als das Schwert. Der Klerus verband sich mit dem Volke und er war es, welcher dasselbe von der hündischen Anhänglich-

keit an die Baronschaft allmälig emancipirte und den anfänglich aristokratischen Charakter der schottischen Reformation in einen entschieden demokratischen verwandelte. Weitergefördert und vollendet wurde dann, wie jedermann weiß, der Ruin der schottischen Adelsherrschaft durch die Union mit England, durch das Misslingen der jakobitischen Aufstände von 1715 und 1745, sowie durch den gleichzeitig machtvoll aufstrebenden schottischen Industrie- und Handelsgeist.

Jedoch das alles vollzog sich später. In der Zeit von 1560 bis 1580, also gerade zur Zeit der Maria Stuart, war der Klerus noch mit der Aristokratie solidarisch verbündet und stand demnach die Macht des schottischen Adels am höchsten.

5.

Und was war das für ein Adel? Was sind diese Douglas und Hamiltons, diese Mar und Morton, diese Argyle, Angus und Athol, diese Lethington, Glenkairn, Ruthven, Lindsay, Hume, Rothes, Kirkaldy, Killigrew, Bothwell, Boyd, Gowrie, Tullibardine, Kerr, Huntley u. s. w. mit höchst spärlichen, ja kaum wahrnehmbaren Ausnahmen für eine Sippschaft gewesen?

Eine ganz infame fürwahr, eine Horde von Meineidigen, Dieben und Banditen. Wischt man diesen Menschen den Firniß walterscott'scher Romantik ab, so bleiben nur Barbaren, aber Barbaren, welche mit der walldursprünglichen Wildheit von Neuseeländern die raffinirte Verderbtheit der Hofleute Ludwigs des Fünfzehnten verbanden. Für diese Aristokratie, welche dem Hochmuth Satans die Habsucht Adramelechs und der Falschheit Belials die Grausamkeit Molochs gesellte, war Treu' und Glauben ein Spott, Verrath ein Geschäft und Mord ein Zeitvertreib. Es ist wahr, die Herren waren arm; aber die Noth, anderwärts die

strenge Mutter edler Strebungen und großer Thaten, ihnen war sie nur die Lehrerin von Frevelmuth und Lastergier.

Und mit dieser Aristokratie hatte die junge Königin es zu thun; mit dieser Bande von abgefeimten Schuften und verhärteten Schurken sollte sie fertig werden, während zugleich die rastlose Hetzerin Elisabeth der besser berechtigten und darum doppelt gehassten Base eine Falle nach der andern stellen ließ und noch dazu der reformirte schottische Klerus seiner katholischen Fürstin von Anfang an einen unerbittlichen Krieg ankündigte und bereitete. Kann es irgendeinen denkenden Menschen wundernehmen, daß eine so jugendliche Frau, in deren Adern das Blut leicht und rasch rollte, inmitten dieses chaotischen Wirrsals auf Abwege gerieth, gerathen mußte? Es hätte geradezu ein Wunder geschehen müssen, so es nicht der Fall gewesen wäre, und Wunder gibt es wohl in der theologischen Phantasiewelt, nicht aber in der geschichtlichen Wirklichkeit.

Maria's Verirrungen ließen aber doch länger auf sich warten, als der zu Whitehall lauernden Katze recht war. Denn nur die Parteilüge kann leugnen, daß während der ersten Regierungsjahre der jungen Schottenkönigin ihr Privatwandel tadellos und ihre politische Führung verständig gewesen sei. Sie gab sich Mühe, alles zu vermeiden, was der Königin von England einen Vorwand zu feindseligen Handlungen schaffen könnte, und suchte durch versöhnliches Dazwischentreten dem adeligen Fehdewesen, welches das arme Schottland niemals zum Genusse des Friedens kommen ließ, ein Ende zu machen. Die Protestantisirung des weitaus größeren Theils der Bevölkerung des Landes, welche sie als eine vollendete Thatsache vorfand, nahm sie als solche hin. Sie war und regierte duldsam. Sie machte nicht den geringsten Versuch, den Katholicismus zurückzuführen, und bemühte sich sogar, mit dem herrischen Haupte der schottischen Reformation, mit John Knox, in ein leidlich gutes Verhältniß zu kommen, obzwar es keine geringe, sondern eine sehr große Dosis von Geduld und Selbstüberwindung erforderte, die bandwurmlangen und lümmelhaft

anmaßlichen Sermone dieses Rüpels von Zeloten sich gefallen zu lassen, welcher, ein echter Schüler des tyrannischen Pfaffen Kalvin, mit einer hierarchischen Ueberhebung auftrat, als hätte er drei unfehlbare Päpste im Bauche. Des Schutzes von Murray und dessen Anhang gewiß, erfrechte sich der finstere Eiferer, die junge Königin zu wiederholten malen in ihrem eigenen Palaste wie eine grobe Sünderin herunterzumachen, weil sie, die Zwanzigjährige, dem harmlosen Frohsinn ihres Alters sich überließ, gerne zur Hirschjagd und Reiherbeize ausritt, gerne heitere Feste veranstaltete, um die düstere Eintönigkeit von Holyrood zu verscheuchen, gerne musicirte und tanzte und lieber französische Madrigale und italische Arien sang als schottische Psalmen. Trotz seiner Zudringlichkeit und Unverschämtheit fuhr aber die katholische Maria fort, den Reformator rücksichtsvoll zu behandeln, während die protestantische Elisabeth demselben einen so unverhehlten Haß trug, daß sein Name in ihrer Gegenwart nie genannt werden konnte, ohne ihr einen Wuthanfall zu verursachen.

Maria ließ den Protestantismus in Schottland gewähren, obzwar derselbe eines kaum weniger schmutzigen Ursprungs war als der englische. Sie verlangte nur, daß man sie innerhalb der Wände ihrer Kapelle in Holyroodhouse den Kultus ihres Glaubens üben ließe, — gewiß das billigste Verlangen der Welt. Allein Knox und Mitfanatiker zeterten mit Zungen, Armen und Beinen gegen diese „Abgötterei der Messe“ und forderten gebieterisch, nur an ihrem ewigen Gepredige und misstönigem Psalmengekrächze dürfte und müßte die Königin sich erbauen. Es wäre ganz natürlich zugegangen und sehr zu entschuldigen gewesen, so sich Maria durch solche kalvinische Bigoterie in eine katholische hätte hineinärgern lassen. Aber das geschah keineswegs. Die Königin fuhr jetzt und auch noch später fort, die protestantischen Predigten, welche von den rohesten Ausfällen auf ihre kirchliche Anschauung und auf ihre Person strotzten, geduldig anzuhören, und begnügte sich, zu sagen, die Beweisgründe der kalvinischen Polemik hätten sie nicht

überzeugt, daß sie gutthäte, ihren angetauften Glauben mit einem andern zu vertauschen.

Hieraus machte man ihr ein Verbrechen an der Majestät kalvinischer Infallibilität und folglich identificirte man sie mit dem „scharlachnen Weib, das auf den sieben Hügeln thront“. Die unausbleibliche weitere Konsequenz war, daß der protestantische Jesuitismus alle Mittel, der katholischen Königin zu schaden und ihr Verderben herbeizuführen, für erlaubt und gottgefällig ansah. Es ist ja noch niemals, seit es Religionen gibt, eine religiöse Partei oder Sekte angestanden, alle ihre eigenen Narrheiten, Leidenschaften und Gelüste ihrem Herrgott zuzutheilen, und zwar mit Recht; denn „wie der Mensch, so sein Gott“.

Die Königin von England hat alles und jedes zum Schaden ihrer Base von Schottland Angehobene mittelbar oder unmittelbar unterstützt. Zwar die Seele der reformirten Partei, Knox, war ihr wie Gift und Galle zuwider; allein das politische Haupt der Knoxisten, der Graf von Murray, stand in ihrem Solde. Sie kaufte überhaupt jeden Gegner Maria's, obzwar ihr bekannter Geiz die Kaufsummen möglichst kärglich zuschnitt. Diese armen Teufel von schottischen Lords und Lairds fanden jedoch die karg bemessenen englischen Pfunde immer noch schwer genug, um ihre Vasallentreue, ihre Ritterehre und ihren Patriotismus aufzuwägen und zu überwägen. Der englisch-elisabethischen Partei in Schottland war aber von den englischen Ministern die Aufgabe gestellt, die Königin Maria fortwährend daheim so zu beschäftigen und in Athem zu halten, daß sie niemals Muße hätte, ihre Blicke über den Tweed hinüber nach England zu richten, und nicht entfernt daran denken könnte, ihre legitimen Ansprüche auf den englischen Thron der katholischen Nobility und Gentry, welche namentlich in Nordengland noch durch Zahl, Reichthum und feudale Traditionen mächtig war, in Erinnerung zu bringen.

Selbstverständlich hinderten die Erkaufung einer großen Fraktion des schottischen Adels für das englische Interesse und alle die übrigen schnöden gegen Maria in's Werk

gesetzten elisabethischen Machenschaften die rothhaarige Katze von „jungfräulicher“ Königin durchaus nicht, an ihre Base in Edinburg fortwährend freundschaftliche Briefe zu schreiben, in welchen sie den Ton der überlegenen Politikerin sehr geschickt mit dem einer strengen, aber wohlmeinenden Bemutterung zu verbinden wußte. Maria ist jahrelang des thörichten Glaubens gewesen, sie besäße in Elisabeth eine Freundin, eine gern keifende und scheltende Freundin, aber doch immerhin eine Freundin. Diesen Aberglauben hat sie theuer bezahlen müssen. Derselbe hat auch nicht wenig dazu beigetragen, die Schottenkönigin endlich unbedachtsam ihren Fuß in eine der vielen ihr gelegten Schlingen setzen zu lassen.

6.

Die glostenden Funken des großen Weiberzankes begannen zu hellem Brande aufzuschlagen, als die Frage der Wiederverheiratung Maria's einer Lösung zudrängte. Daß eine in solcher Jugendfrische blühende Witwe sich wieder zu verehelichen wünschte, war natürlich; es war aber auch von der Politik geradezu geboten.

Hierbei kam nun die ganze Falschheit und die bis zur Narrethei gehende Eifersucht Elisabeths zu Tage. Sie mochte ihrer Base überhaupt keinen Mann gönnen. Nicht allein aus politischen Gründen, sondern auch und noch viel mehr aus einer jener unbegreiflichen, unberechenbaren und unüberwindlichen Weiberlaunen, welche haben und hegen zu dürfen das schöne Geschlecht privilegirt ist. Die Königin von England verstand es übrigens vortrefflich, ihre persönlichen Marotten für tiefgeschöpfte Argumente der Staatskunst auszugeben. Maria sollte um jeden Preis verhindert werden, sich zu verheiraten und Kinder zu haben. Lieber wollte die Tochter Heinrichs des Achten nach ihrem

Tode die englische Thronfolge dem Zufall preisgegeben als ihre verhasste Base in den Stand gesetzt wissen, England einen rechtmäßigen Thronerben zu geben. Elisabeth wollte nicht, daß Maria einem festländischen Fürsten sich vermählte; aber sie wollte auch nicht, daß ihre Base einen englischen oder schottischen Unterthan heiratete. Das Projekt einer Heirat Maria's mit dem östreichischen Erzherzog Karl war der Königin von England ein Aergerniß, das einer Heirat mit dem spanischen Infanten Don Karlos ein Gräuel. Sie machte Miene, ihren Günstling Leicester ihrer Base als Gemahl aufzusalzen, um durch denselben Maria um so mehr in ihrer Gewalt zu haben; allein sie konnte sich dann doch nicht überwinden, den geliebten Dudley fahren zu lassen. Endlich sollte es der Schottenkönigin auch verwehrt sein, irgendeinen Sproß des Hauses Tudor oder des Hauses Stuart zum Manne zu nehmen.

Gerade auf einen solchen Sprössling fiel aber schließlich die Wahl Maria's, nachdem die ewigen Weiterungen Elisabeths ihre Geduld erschöpft hatten. In einer unglücklichen Stunde fasste sie den Entschluß, den Enkel ihrer Großmutter Margaretha zu ehelichen, den jungen Lord Heinrich Darnley, ihren mit den beiden königlichen Häusern von England und Schottland nahe verwandten Vetter [1]). Vergebens suchte Elisabeth auch diese Heirat ihrer Base, wie alle übrigen in Vorschlag gekommenen, zu hintertreiben. Diesmal scheiterten ihre Bemühungen, weil auch aufseiten Maria's die weibliche Leidenschaft in's Spiel kam und zwar mit aller Macht. Am 29. Juli von 1565 vermählte sich die Königin von Schottland in der Schloßkapelle von Holyrood mit Darnley, welchen sie erst zum Herzog von Albany

---

1) Margaretha Tudor heiratete nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Jakobs des Vierten, den Grafen von Angus, von welchem sie eine Tochter hatte, Lady Margaretha Douglas. Diese seine Nichte vermählte König Heinrich der Achte an seinen aus dem Hause Stuart stammenden schottischen Parteigänger, den Grafen von Lennox, welcher sich hatte nach England flüchten müssen, und dieser Ehe entsproß Lord Darnley.

erhoben und dann, ohne das Parlament darum zu begrüßen, mit dem Königstitel beschenkt hatte.

Diese Heirat war die große, nicht wieder gutzumachende Dummheit Maria's, — eine Dummheit, aus welcher sich alle Verfehlungen und Missgeschicke der Königin mit logischer Nothwendigkeit entwickelten. Darnley, drei oder vier Jahre jünger als seine Base und Frau, war so dumm wie lang, was viel sagen wollte, maßen er an sieben Fuß hoch in seinen Stiefeln stand. Die Königin Elisabeth war vollauf berechtigt, von dem jungen Menschen, welcher ja an ihrem Hofe aufgewachsen war, verachtungsvoll als von einer „hohlen Hopfenstange“ zu sprechen.

Es untersteht keiner Frage: sinnliches Wohlgefallen hatte bei dieser Gattenwahl Maria geleitet und irregeleitet. Nachdem sie den jungen Lord zum erstenmal gesehen, hatte sie hocherregt ausgerufen: „Wie schön er ist! Ich habe niemals einen schöneren Mann erblickt.“ Ein solches Entbrennen ist freilich begreiflich und — das weibliche Naturell in Rechnung gebracht — wohl auch verzeihlich. Man muß billig bedenken, daß Maria's jugendliche Sinnlichkeit an einem so schrankenlos üppigen Hofe, wie der französische unter Katharina von Medici war, nothwendig hatte geweckt werden müssen, ohne in der Ehe mit dem halbwüchsigen und kränklichen Knaben Franz Befriedigung zu finden. Ungerecht und unhistorisch wäre es jedoch, wollte man aus dieser ungestümen Aufwallung von Maria's Blut — welche Aufwallung die unglückliche Heirat mit der „schönen hohlen Hopfenstange“ von Darnley zur Folge hatte — den Schluß ziehen, die Königin sei überhaupt ein wollüstiges Weib gewesen und hätte sich durchweg von ihren sinnlichen Trieben bestimmen und leiten lassen. In Wahrheit, es gehört die verbretterte Stirne konfessioneller Parteilichkeit dazu, Maria Stuart ohne Gnade in jenen Pfuhl zu werfen, wo sich die römischen Julien und Messalinen und die russischen Elisabethen und Katharinen herumwälzten.

Sehr bald aber mußte sich der Königin die bittere Einsicht aufdringen, daß sie am 29. Juli von 1565 einen

ungeheuer dummen Streich gemacht habe. Darnley nämlich erwies sich ganz als der, welcher er war. Aufgeblasen von seinem ebenso unverdienten als plötzlichen Glücke, verlangte der bildungs- und urtheilslose Junge, nicht nur König zu heißen, sondern auch zu sein. Ohne Verstand, ohne Erfahrung, ohne Kenntniß der Menschen und Dinge, glaubte er sich dennoch zum Herrschen berufen. Gegen die bettelstolzen schottischen Barone benahm er sich mit dem anmaßlichen Hochmuth eines Emporkömmlings, gegen seine Gemahlin, sobald diese seinen thörichten Ansprüchen entgegenwar und entgegensein mußte, mit dem kindischen Trotz eines verzogenen Muttersöhnchens. Noch schlimmer für den ehelichen Frieden war es, daß Darnley bald auch in gemeinen Ausschweifungen sich gefiel, dem Trunk und dem Verkehr mit Dirnen sich ergab. Sein albernes Gebaren lieferte dem Grafen Murray und dessen Anhängern einen ersten Vorwand, die Waffen gegen ihre Königin zu erheben, weil durch den katholischen König — Darnley war Katholik — die protestantische Religion bedroht wäre. Maria schlug mit Geschicklichkeit und Kraft den Aufstand nieder und zwang die Rebellen, jenseits des Tweed bei ihrer Beschützerin eine Zuflucht zu suchen. Allein von jetzt an ist das ganze Dasein der Königin nur noch ein Wirrsal von Irrung, Kampf und Noth, von Schuld und Buße gewesen, welches Wirrsal sich stets unlöslicher verknäuelte und verknotete.

Folgte zunächst die blutige Katastrophe Riccio's, welche Maria's übelgefügten Ehebund faktisch löſ'te.

Der Piemontese David Riccio, Geheimschreiber Maria's, war einer jener geriebenen und geschliffenen Abenteurer, welche Italien damals in alle europäischen Länder importirte. Meist literarisch oder künstlerisch begabt und gebildet, in Rede, Schrift und Umgangsformen den „nordischen Barbaren“ weit überlegen, machten diese Menschen aus der Intrike einen Beruf. Sehr häufig besorgten sie neben den eigenen Geschäften und sogar mit noch mehr Gewandtheit und Eifer als diese die Geschäfte der „Kompagnie“, welche im „Al Gesù“ am Fuße des Kapitols in Rom ihr Haupt-

kontor hatte. Ob Riccio ein Sendling des Jesuitenordens gewesen, ist mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen; aber sicher ist, daß der gewandte, einschmeichelnde Lautenschläger, Sänger und Sekretär mit Erfolg daran arbeitete, seine Gebieterin von ihrer bislang dem Protestantismus gegenüber eingehaltenen Neutralität und Duldsamkeit abzubringen, sie mit dem Papste, mit Philipp dem Zweiten, mit den Guisen in enge politische Beziehungen zu setzen, kurz, sie zu einer mehr und mehr eifrigen Theilhaberin an der großen katholischen Kombination der Zeit zu machen. Ferner ist gewiß, daß der italische Abenteurer sich des Vertrauens und der Gunst seiner Herrin allzusehr überhob, daß er viel zu deutlich sehen ließ, er sei der wirkliche Minister Maria's, und daß er die hochmüthigen schottischen Lords durch sein prunkvolles Auftreten ebensosehr vor den Kopf stieß als er sie durch Geltendmachung der Ueberlegenheit seines Geistes und seiner Kenntnisse demüthigte.

Dafür, daß er der Liebhaber der Königin gewesen, liegt kein Beweis vor. Darnley zwar redete sich ein oder ließ sich einreden, er sei gehörnt worden, und behauptete sogar, er selber hätte den „welschen Geiger“ unter sehr verdächtigen Umständen im verriegelten Schlafzimmer seiner Gemahlin ertappt. Allein Darnley wußte notorisch oft nicht, was er schwatzte, namentlich, wann er getrunken hatte. Sodann ist es psychologisch und sogar physiologisch höchst unwahrscheinlich, daß eine Frau, die keineswegs gemein dachte, sich einem so häßlichen Burschen, wie Riccio einer war, hingegeben haben könnte, während sie ein Kind trug von dem schönen Mann, in welchen sie sich vor wenigen Monaten leidenschaftlich verliebt hatte. Jedoch der Vorwurf trifft Maria mit Recht, daß sie nicht nur als Königin fehlte, indem sie einen zweideutigen Fremden zu ihrem einflußreichsten Berather machte, sondern auch als Frau unklug und taktlos handelte, indem sie nach ihrer leichtlebigen Art dem Geheimschreiber im Verkehr mit ihr eine Vertraulichkeit erwies und gestattete, welche den schlimmsten Argwohn wachrufen konnte.

Der einfältige und schwache Darnley gab sich dazu

her, mit den Freunden der nach England entflohenen Parteigänger Elisabeths, das will sagen mit seinen eigenen Feinden, sich zu verschwören, um den Riccio zu ermorden und dadurch seiner Gemahlin einen tödtlichen Schimpf anzuthun. Die Brutalität, womit der mörderische Anschlag zur Vollziehung kam, kennt jedermann. Am Abend vom 9. März 1566 drangen, von Darnley geführt, die Mordlords in das Kabinet der Königin, rissen den zu den Füßen seiner hochschwangeren Gebieterin hilfeflehend sich windenden Italiener hinweg und tödteten ihn mittels sechsundfünfzig Verwundungen.

7.

Marie glühte von Rachelust und sie verstand derselben Befriedigung zu verschaffen, indem sie bei Verfolgung der Mörder Riccio's, ebenso große Schlauheit als Energie entwickelte. Meisterlich wußte sie ihren Gemahl dahin zu bringen, daß er seine Mitverschworenen verleugnete und verfolgen half. Dadurch verlor Darnley allen Halt und Anhang und die Weise, womit die Königin ihren Mann in der öffentlichen Meinung zu Grunde richtete und hilflos machte, war allerdings ganz geeignet, den Verdacht zu erwecken, ihre frühere thörichte Liebe für den jungen Nichtsnutz sei in grimmigen Haß umgeschlagen. Sie war jedoch dazumal jedenfalls noch nicht soweit, diesem Haß offenen Ausdruck zu geben. Sie bemühte sich vielmehr, den dummen Jungen von Gemahl in ein richtiges Geleise zu bringen, wie sie denn überhaupt darauf aus war, nach betriebener Verfolgung der Mörder Riccio's eine versöhnliche Stimmung und Richtung in ihrer Politik einzuhalten. Hatte sie doch auch ihren Halbbruder Murray aus der Verbannung zurück-

gerufen und dadurch freilich dem elisabethischen Ränkespiel in Schottland den stärksten Rückhalt gegeben.

Wie es zwischen ihr und Darnley eigentlich stand, wurde offenbar, als sie am 19. Juni 1566 im Bergschlosse von Edinburg ihren Sohn geboren hatte, welcher als Jakob der Sechste König von Schottland und später als Jakob der Erste König von Großbritannien geworden ist, — einer der jammerseligsten, nichtswürdigsten „Lumpenkönige", welche jemals das alleinseligmachende Dogma von der Monarchie illustrirt haben, und der seine Laufbahn würdig damit begann, daß er nicht allein seine unglückliche Mutter schmählich im Stiche ließ, sondern auch von der Quälerin und Mörderin derselben ein Almosen in Form einer Pension annahm. Er ließ sich den abgeschlagenen Kopf seiner Mutter mit englischem Gold aufwägen. Daneben hat er sich auch in den Annalen von Sodom verewigt.

Nach der glücklichen Entbindung Maria's eilte Darnley herbei, um dem schottischen Brauche gemäß in Gegenwart des versammelten Adels seinen Sohn anzuerkennen, und nun spielte sich, wie uns Lord Herries, einer der treuesten Anhänger der Königin, in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten erzählt hat, folgende Scene ab. „Mein Lord" — sagte Maria, welche nicht sehr kluger Weise auch in diesem Augenblicke der entrüstungsvollen Erinnerung, daß ihr Gemahl sie eines unerlaubten Umgangs mit Riccio bezichtigt hatte, sich nicht zu entschlagen vermochte — „mein Lord, Gott hat Euch diesen Sohn so gut gegeben wie mir; er ist keines andern Sohn, sondern der Eurige, und ich wünsche, daß alle, die hier anwesend sind, Herren und Damen, dies bezeugen mögen." Darnley wurde roth, vermochte nichts zu sagen, küßte aber das Kind. Die Wöchnerin kehrte sich zu William Standen und sagte: „Da ist nun der Prinz, welcher, wie ich hoffe, zuerst die Kronen von England und Schottland auf seinem Haupte vereinigen wird." — „Wie, Madame," entgegnete der Angeredete, „soll dies Kind die Krone von England erben vor Eurer Majestät und vor seinem Vater?" — „Wer weiß?" erwiderte Maria; „sein

Vater hat mir das Herz gebrochen." — „Ach, Madame," sagte jetzt Darnley — „haltet Ihr so das Versprechen, zu verzeihen und zu vergessen?" — „Ich habe alles verziehen, aber ich kann nicht alles vergessen. Wenn das Pistol, welches Fawkonside auf mich richtete[1]), losgegangen wäre, was würde aus diesem Kinde, aus mir und aus Euch geworden sein? Nur Gott weiß es." — „Madame, das sind lauter vergangene Dinge." — „Wohl, mögen sie es sein."

Man wird in diesem Zwiegespräche von Mann und Frau vergebens einen wirklichen Herzenslaut suchen. Da war ein Bruch vorhanden, welcher nicht wieder geleimt werden konnte. Aussöhnungsversuche fanden zwar später noch etliche statt und man muß der Königin nachsagen, daß sie dabei dem schmollenden und maulenden Darnley gegenüber viele Geduld und Nachsicht erwies. Er aber war albern genug, seiner Frau einen neuen Schimpf anzuthun, indem er in recht auffallend demonstrativer Weise von der im December gefeierten Taufe seines Sohnes wegblieb. An einem ausreichenden Grunde fehlte es ihm allerdings nicht: der Graf von Bothwell nämlich spielte unter seinen Mitpeers bei dieser Gelegenheit eine vortretende Rolle, während er selbst, welcher doch „König" hieß und der Vater des Täuflings war, es allerdings dahin gebracht hatte, nur einen unbeachteten Statisten vorstellen zu können.

Im Schlosse zu Greenwich, wo die Königin von England zur Zeit von Maria's Entbindung hofhielt, spielte sechs Tage nach der charakteristischen Scene, die im Wochenbettzimmer auf dem Burgfelsen von Edinburg vorgefallen, eine nicht minder bezeichnende. Die Königin von Schottland hatte James Melvil mit der Botschaft, daß sie einen Sohn geboren, an ihre „gute Schwester" von England abgesandt. Es war Ball im Bankettsal zu Greenwich, als der Bote anlangte, und Elisabeth ließ sich wie gewohnt als Tänzerin bewundern. Cecil neigte sich zu ihrem Ohre, um ihr die

---

1) Bei der Ermordung Riccio's.

Neuigkeit zuzuflüstern. Es traf sie wie ein Schlag. Sie trat aus der Quadrille, ließ sich auf einen Stuhl fallen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Der Neidwurm nagte an ihr. Als ihre Damen sie verwundert umringten, brach sie aus: „Die Königin von Schottland ist Mutter eines hübschen Jungen und ich bin nur ein dürrer Strunk!“ Am folgenden Morgen war jedoch die Abends zuvor in einem Augenblick der Ueberraschung gefallene Maske schon wieder vorgesteckt und wohlbefestigt. „Die Freudenbotschaft, welche Ihr mir gebracht,“ sagte sie zu Melvil, „hat mich von einer heftigen Unbässlichkeit kurirt, woran ich seit vierzehn Tagen gelitten. Sagt Eurer Gebieterin, daß sich über dieses glückliche Ereigniß niemand mehr freuen kann als ich.“ Der Gesandte brachte hierauf im Namen Maria's die Bitte vor, Elisabeth möchte die Pathin des Neugeborenen sein. „Mit dem größten Vergnügen,“ sagte die Königin. „Dies würde,“ meinte Melvil, „eine gute Gelegenheit für Eure Majestät sein, meine Gebieterin zu sehen, wie Ihr ja schon mehrmals gewünscht habt.“ — „Ja freilich; möchten nur meine Angelegenheiten es gestatten!“ versetzte Elisabeth mit dem anmuthigsten Lächeln, welches sie aufzubringen vermochte.

8.

Wenn einem der Späher und Laurer, welche Elisabeth bald unter diesem oder jenem Vorwand und Titel in Schottland hielt, zu glauben ist, so hat Maria in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft einmal den Gedanken gehabt, sich von Darnley scheiden zu lassen. Es wäre gut für sie gewesen, falls sie diesen Gedanken nicht nur gehegt, sondern auch verwirklicht hätte. Möglich, daß die kirchlichen Schwierigkeiten, welche die Sache hatte, sie sofort wieder davon abbrachten.

In diese letzten Monate und Wochen vor ihrer Niederkunft sollen nun auch, wie ihre Ankläger — insbesondere der gelehrte Buchanan, welcher Maria's ihm vielfältig erzeigte Güte und Huld mit schnödem Undank vergalt — behauptet haben, die Anfänge der Leidenschaft gefallen sein, welche die Königin zu James Hepburn, Graf von Bothwell, hinriß. Die hierfür beigebrachten Beweise sind aber so schwach, daß sie schlechterdings kein bejahendes Verdikt zu tragen vermögen. Wahr ist, daß sich gerade in dieser Zeit nähere Beziehungen zwischen Maria und dem genannten Lord knüpften; allein man darf dieser Anknüpfung ohne Zwang zunächst reinpolitische Motive unterlegen. Bothwell war von Haus einer der mächtigsten Barone des Landes und außerdem als Statthalter der Gränzlande gegen England zu in einer sehr wichtigen Stellung; er legte auch großen Eifer und energische Beflissenheit für den Dienst seiner Königin dar. Diese, deren ganze Macht, wie man nicht vergessen darf, im Grunde darauf beruhte, daß sie ein gewisses Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Adelsfraktionen zu erhalten vermochte, mag anfänglich in Bothwell nur einen Mann gesehen haben, welcher das Zeug hätte, gegenüber der Partei, welche in Murray und Morton ihre Häuptlinge anerkannte, der Führer einer ihrer königlichen Person mit Eifer ergebenen Partei zu werden und zu bleiben. Darin täuschte sie sich freilich gröblich und es war die zweite der bösesten Stunden ihres Lebens, als sie sich entschloß, einem Menschen ihr Vertrauen zu schenken, welcher an Lüderlichkeit mit den ausschweifendsten seiner Mitbarone wetteiferte, an Machtgier aber und an Ruchlosigkeit alle überbot und in seinem ganzen Wesen nur den einen erträglichen Zug hatte, daß er kein Heuchler war, das Böse frei und frank that und es verschmähte, seine Frevel mit dem gleißenden Mäntelchen religiösen Eifers aufzuflittern, wie so mancher seiner Mitlords zu thun sich nicht entblödete. Wie diese, sah auch Bothwell die herkömmliche schottische Anarchie als einen ihm von rechtswegen zustehenden Fischteich an — („he had all his hopes depending upon the publik disturbance", hat

ein Zeitgenosse von ihm gesagt, welcher ihn sehr gut kannte) — aber er warf und zog sein Netz am hellen Tage und mit einer Frechheit, welcher keine andere gleichkam.

Seltsam, hinsichtlich des Charakters dieses schließlich in einem dänischen Kerker zu Grunde gegangenen Menschen gab es nie eine Meinungsverschiedenheit: er galt allen für einen steinhartgesottenen Wüstling und Banditen, während dagegen über seine persönliche Erscheinung Nachrichten auf uns herabgelangt sind, die einander geradezu widersprechen. Die einen dieser Berichte schildern ihn als jugendlich schön und mannhaft-stattlich von Gestalt, geschmeidig und einschmeichelnd von Gebaren, als in allen Künsten, den Frauen zu gefallen, wohlgeübt, kurz, als den unwiderstehlichen schottischen Don Juan. Die andern wollen, er sei ein häßlicher Kerl gewesen, einäugig, unansehnlich von Gestalt, ungehobelt, plump von Manieren. Die Wahrheit wird wohl sein, daß er weder so ein Adonis noch auch so ein Blaubart war, und jedenfalls muß er doch wohl etwas Anziehendes und Fesselndes besessen haben. Sonst wäre es, abgesehen von der Anziehungskraft, welche er auf die feingebildete Maria Stuart übte, unbegreiflich, daß nach dem Einsturze seines Glückes so viele und auch solche, welche nicht seine Klanleute gewesen, bei dem verfemten und gehetzten Flüchtling ausgehalten haben.

Die Kriminalakten aller Länder thun sattsam dar, daß gerade wildeste Bösewichte auf ihre Umgebung einen fascinirenden Einfluß ausüben und daß der rücksichtslos alle Schranken niederwerfende Frevelmuth diabolische Blendungsgewalt besitzt.

Anders könnten wir uns die souveräne Macht, welche Bothwell über Maria erlangte, nicht erklären. Diese Macht zu leugnen oder auch nur zu verkleinern, ist ganz lächerlich; das Moment der Schuld auffeiten der Königin in ihrem Verhältnisse zu dem Banditen bestreiten zu wollen, war, ist und wird sein ein Unterfangen, welches unmöglich anders als mit einem Fiasko enden konnte, kann und können wird — es müßte denn sein, daß die wirklichen Originalhandschriften

der Korrespondenz Maria's mit Bothwell doch einmal zum Vorschein kämen, was aber höchst unwahrscheinlich [1]).

Wollte man den Feinden Maria's glauben, so müßte man annehmen, sie hätte schon im Winter von 1565—66 mit Bothwell geliebelt. Allein damals betrieb der gräfliche Bandit seine Heirat mit der Lady Jane Gordon, einer Schwester des Grafen Huntley, und die Königin bemühte sich um das Zustandekommen dieser Verbindung, welche zu Ende Februars von 1566 geschlossen wurde. Ist es nun, muß man fragen, denkbar, daß eine verliebte Frau und zwar eine frischverliebte Frau nichts Eiligeres zu thun habe, als den Geliebten an eine andere zu verheiraten? Kein Weiberkenner dürfte diese Frage bejahend beantworten.

Allein wozu Fragen aufwerfen und Antworten versuchen über ein im Grunde ganz gleichgiltiges Problem? Ob Maria etliche Monate früher oder später der unheilvollen Gewalt Bothwells sich anheimgab, ändert ja wenig oder nichts an der Sache. Denn diese Anheimgabe ist

1) Auch ein neuester und, wie mit Bestimmtheit beigefügt werden darf, umsichtiger Erforscher und Darsteller der Geschichte Maria Stuarts, Jules Gauthier („Histoire de Marie Stuart", 3 vols. Paris 1869), hat den Schuldberg, welcher Bothwell heißt, nicht aus dem Leben seiner Heldin wegzuräumen vermocht und es ist die schwache Seite seines Werkes, daß er auch da als Apologet aufzutreten versucht, wo eine Apologie nicht nur schlecht am Platze, sondern auch unmöglich ist. Mit überzeugender Klarheit hat Gauthier dagegen die Fäden des Spiels bloßgelegt, welches Elisabeth in Gemeinschaft mit einem Theil des schottischen Adels gegen Maria spielte. Das Buch leidet leider da und dort an einem Anfluge katholisirender Tendenz, gereicht aber, als Ganzes betrachtet, der französischen Historik wahrhaft zur Ehre. Ich will noch anmerken, daß zur Zeit, als ich meinen Essay schrieb, die bezüglichen Bücher von Petrick („Briefe der Maria Stuart an Bothwell und deren Unechtheit", 1873), Gädeke („Maria Stuart", 1879), Opitz („Maria Stuart", 1880) und Bekker („Maria Stuart, Darnley, Bothwell", 1881) noch nicht erschienen waren. Nach pflichtmäßiger Kenntnißnahme von diesen Untersuchungen und Darstellungen muß ich erklären, daß ich dadurch in meiner Auffassung der Charaktere, der Handlungsweise und des Verhältnisses der beiden Königinnen nicht nur nicht erschüttert, sondern vielmehr noch bestärkt worden bin.

eine Thatsache, welche keine Advokatenkunst der Erde wegzulügen vermag.

Es steht fest, daß die Königin, kaum von ihrem Wochenbette aufgestanden, zu Bothwell, welchen sie als Königin mit Gunstbezeugungen überschüttete, auch als Frau in vertrautere Beziehungen getreten ist. Ihr ganzes Gebaren dem Bösewicht gegenüber war notorisch ein solches, daß er dadurch in seinen verwegenen Wünschen und frevelhaften Entschlüssen bestärkt werden mußte. Allerdings that der kindischtrotzige Schmoller Darnley nach Kräften das Seinige, um seine Frau mehr und mehr bereuen zu machen, daß sie eine „hohle Hopfenstange" geheiratet hatte. Allein weder dieser Umstand, noch die Zettelungen der elisabethisch gesinnten Adelsfraktion vermögen irgendwie das zu rechtfertigen, was Maria in den letzten Monaten von 1566 und in den ersten von 1567 theils zuließ theils mitthat.

Ihr Benehmen konnte gar nicht verdächtiger sein, als es war, und es hätte unmöglich so sein können, wie es war, falls sie nicht der Bestrickung durch Bothwell zu Ausgang des Jahres 1566 bereits erlegen gewesen wäre. Wollte man sich in den Glaubenskreis von damals versetzen, so müßte man, um die Handlungsweise der Königin zu erklären, sagen, sie wäre behext worden. Denn wie alles Verstandes und Willens bar, folgte sie den Antrieben des Banditen, welcher nach der Krone von Schottland griff.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Bothwell, indem er Darnley mordete, diese Schandthat nicht auf seine alleinige Rechnung, sondern auch auf die der englischgesinnten Adelspartei vollbrachte und daß daher Morton, Lethington und viele andere Lords, Murray nicht ausgeschlossen, seine Mitschuldigen gewesen sind. Aber es steht fest, daß Maria es war, welche, scheinbar mit ihrem Gemahl ausgesöhnt, den von der Pockenkrankheit nothdürftig genesenen Unglücklichen von Glasgow holte und in dem Hause Kirk of Field außerhalb der Ringmauer Edinburgs einquartirte, welches Haus für Bothwells mörderische Absichten wie gemacht war. Es steht ferner fest, daß die Königin am Abend des

9. Februar von 1567 mehrere Stunden lang in Darnley's Krankenzimmer verweilte, während im Untergestock schon die Vorbereitungen zu dem Mordklapf getroffen wurden, welcher, während Maria in der Bankethalle von Holyrood tanzte, nach Mitternacht das Haus mitsammt Darnley in die Luft schleuderte.

Mit Vorbringung dieser Thatsachen will nicht etwa bewiesen werden, daß die Königin um Bothwells Mordplan gewußt, denselben gebilligt und wissendlich zur Ausführung des Gräuels mitgewirkt hätte. Nein, sondern nur das soll und muß dadurch für bewiesen gelten, daß sie zur angegebenen Zeit ein willenloses Werkzeug in Bothwells Bubenhänden gewesen sei.

In Wahrheit, der Beweis für Maria's Mitschuld an der Ermordung ihres Gatten ist nicht geführt und wird wohl niemals zu führen sein. Zwar haben, wie bekannt, nachmals, als die Königin eine Gefangene in England war, Murray und seine Parteigenossen diesen Beweis beibringen zu können erklärt und haben denselben in den Augen der Kommissäre der Königin Elisabeth wirklich beigebracht. Aber, wohlverstanden, nur in den Augen dieser Kommissäre, welche nichts waren als die servilen Werkzeuge Burleighs und Walsinghams.

Und worin bestanden diese angeblichen Beweise? In dem Inhalt der sogenannten „silbernen“ Kassette, welche Maria dem Bothwell geschenkt und worin dieser die von ihr an ihn gerichteten Briefe und Sonette verwahrt hätte. Als thatsächlich angenommen, der Bandit habe Briefe und Sonette von der Königin empfangen, waren es die echten Schriftstücke, welche die silberne Kassette enthielt, als dieselbe in England durch Murray eröffnet und geleert wurde? Kein Mensch kann das mit Grund behaupten. Denn nicht die Originale sind von Murray und seinen Helfershelfern vorgebracht worden, sondern nur Abschriften, und vergebens haben die Bevollmächtigten Maria's die Vorlage der Originale verlangt, ja sie haben sogar vergebens gefordert, daß man wenigstens die Abschriften ihrer Gebieterin vorlegte,

damit diese darüber vernommen werden und angeben könnte, was an und in den Papieren echt oder falsch.

Kein Mensch, es wäre denn ein von allem Gerechtigkeitssinne verlassener, wird einen also geführten Schriftbeweis für einen wirklich erbrachten erklären wollen. Aber es gehörte, wie leicht begreiflich, mit zum elisabethischen System, die Königin von Schottland für des Mordes ihres Gemahls mitschuldig gelten zu lassen, und so wurden die Papiere des silbernen Kästchens für durchweg echt erklärt und als echt ausgetrompetet. Maria ihrerseits hat bis zu ihrem letzten Athemzug behauptet, daß sie nicht Mitwisserin von Bothwells mörderischer Absicht gewesen; sowie, daß die mehrerwähnten als Schuldbeweise gegen sie gebrauchten Papiere, welche man sie schlechterdings nicht sehen ließ, ganz oder theilweise gefälscht seien. Wer die Skrupellosigkeit der Politik Burleighs und Walsinghams, sowie die Schurkerei der schottischen Spießgesellen dieser englischen Minister kennt, wird nicht anstehen, die starke Möglichkeit, die hohe Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen die zweifellose Wirklichkeit einer veranstalteten und verübten Fälschung zuzugeben. Für einen Menschen wie Lethington z. B. wäre so etwas nur ein Spaß gewesen und einen Lethington dazu anzueifern hätte sich ein Burleigh oder Walsingham keinen Augenblick besonnen.

9.

Wenn aber die Frage, ob Maria der Mitschuld an dem schrecklichen Mord von Kirk of Field zu zeihen sei, zu ihren Gunsten sich erledigen mag, so ist dies keineswegs der Fall mit der weiteren Frage: Hat sie die mittels dieses Mordes geschaffene Situation nicht leichtsinnig angenommen?

Sie fand und fügte sich so in diese Situation, daß sie nothwendig als die Mitschuldige Bothwells erscheinen

mußte. Das ist der furchtbare Makel, welchen kein Anwalt von der Gestalt der Königin wegwaschen und wegätzen kann.

Daß Maria es verschmähte, am 10. Februar von 1567 die betrübte Witwe zu spielen, darf ihr keineswegs als Fehl angerechnet werden. Vor diesem verhässlichenden Zug wenigstens blieb ihre Gestalt bewahrt. Elisabeth hätte, an die Stelle ihrer Base versetzt, zweifelsohne an Darnley's Leiche ebenso leicht dicke Krokodilsthränen vergossen, wie solche Katharina die Zweite an der Leiche Peters des Dritten vergoß. Maria konnte oder wollte es nicht. Aber sie fehlte gegen die gewöhnlichsten Regeln des Anstandes, als sie es geschehen ließ, daß ihr ermordeter Gatte in der schluderigsten Weise bestattet wurde. Mußte sich da nicht jedermann die Erinnerung aufdringen, wie sorgsam sie darüber gewacht hatte, daß den Ueberresten Riccio's die letzte Ehre erwiesen würde? Und noch weiter ging der schneidende Kontrast. Damals hatte sie ihre ganze Befähigung und Thatkraft aufgeboten, um den Mord des italischen Geigers zu rächen, und hatte sie das energisch betriebene Strafgericht zu einem guten Theile durchgesetzt. Jetzt duldete sie, daß die inbetreff der Ermordung ihres Gemahls langsam und lässig angehobene Untersuchung und die derselben folgende Procedur wie ein augenscheinliches Possenspiel betrieben wurde. Sie scheute sich sogar vor Schlimmerem nicht: während so zu sagen jedermann mit Fingern auf Bothwell als auf Darnley's Mörder hinwies, während öffentliche Maueranschläge ihn bestimmt als solchen bezeichneten, trug die Königin nicht einmal Sorge, die Gunst, in welcher der Bandit bei ihr stand, auch nur einigermaßen zu verbergen.

Das war denn doch ein Aergerniß sondergleichen. Aber dieses Aergerniß sollte sich noch beträchtlich steigern, sollte zu einer wahrhaft ungeheuerlichen Potenz des Schandbaren erhoben werden: — Maria heiratete den offenkundigen Mörder ihres Gatten.

Diese ganze Heiratsgeschichte ist ein Abgrund von Frevel und Schmach.

Allerdings war die Königin das Opfer von Bothwells frechen Ränken, aber war sie es nicht freiwillig? Kein Mensch von Wahrheitsgefühl kann diese Frage verneinen. Wie kann ein Apologet die Stirne haben, ernsthaften Männern den angeblich gewaltsamen Ueberfall Maria's bei Foulbriggis durch Bothwell am 24. April 1567 und ihre Entführung nach Dunbar als etwas Ernsthaftes aufbinden zu wollen? Wie kann man lügen, die Königin hätte sich der Gewalt — wohlverstanden, der materiellen Gewalt des Banditen nicht zu entziehen vermocht? Hatte sie doch früher und hat sie doch später hinlänglich bewiesen, daß sie das Talent und die Kraft besaß, unter viel schwierigeren Verhältnissen ihren Willen durchzusetzen und sich durch ganz andere Hindernisse Bahn zu brechen. Sie, welche nach Riccio's Ermordung aus Holyrood entkommen war, sie, welche nachmals sogar aus ihrer strengen Haft zu Lochleven zu entwischen wußte, sie hätte im April von 1567 nicht aus Dunbar herauszukommen vermocht? Die Wahrheit ist, sie wollte nicht. Sie wollte vielmehr den elenden Schurken zum Manne haben, welcher ihren Geist völlig unterjocht hatte. Mit schamloser Hast wurde die Vollziehung des sündhaften Bündnisses betrieben, und nachdem eine formlose Scheidung Bothwells von seiner Frau erschlichen worden, reichte die Witwe Darnley's seinem Mörder am 15. Mai in Holyrood vor dem Altar die Hand.

Am folgenden Morgen fand man an das Schloßthor den Pentameter Ovids geschrieben:

„Mense malas maio nubere vulgus ait“ [1]). . . .

Falls es überhaupt etwas gäbe, was die bethörte Königin entschuldigen könnte, so wäre dieses etwas das Gebaren, welches der schottische Adel bei Gelegenheit der Ermordung Darnley's und der Heirat Maria's mit Bothwell eingehalten hat. Auch mit Aufbietung aller List und Macht, deren sie fähig und habhaft, hätten die Königin

1) Vetteln heiraten im Mai, also behauptet das Volk.

und der gräfliche Bandit die Processirung des letzteren nicht zu einer solchen wüsten Verhöhnung von Recht und Gerechtigkeit, wie sie war, zu machen vermocht, falls nicht die Aristokratie in ihrer überwiegenden Mehrzahl mittelbar und unmittelbar dazu mitgeholfen hätte. Seine mitschuftigen Mitpeers sprachen den Mörder frei und diese Lumpe von Lords gingen noch weiter. Achtundzwanzig derselben, acht katholische und protestantische Prälaten und zwanzig protestantische und katholische Grafen, Barone, Lords und Lairds, schlossen, unterzeichneten und besiegelten am Abend des 19. April einen förmlichen „Bond“ zu Gunsten Bothwells. Im ersten Theile dieses charakteristischen Aktenstückes erklärten sie „bei Edelmannswort und Edelmannstreue“ den Grafen Bothwell für völlig unschuldig an Darnley's Ermordung; im zweiten gaben sie der Königin den Rath, sie möchte „in Betracht der vortrefflichen Eigenschaften und guten Dienste Bothwells“ diesen zum Gemahle nehmen.

Daß dieser „Bond“ die Königin in ihrer wahnsinnigen Bethörung bestärken mußte, ist klar. Kaum weniger klar ist, daß diese Machenschaft, natürlich von Bothwell angezettelt, eifrig von der im englischen Solde stehenden Partei, welche das Verderben Maria's wollte, unterstützt wurde. Aber wunderlich muß es erscheinen, daß der Bund vom 19. April auch von dem Bischof von Roß und von Lord Herries unterzeichnet worden ist, welche beide sich später als unverbrüchlich treue Anhänger ihrer Königin erwiesen haben. Entweder waren diese Herren damals noch nicht von der Schuld Bothwells überzeugt, was sehr unwahrscheinlich ist, oder aber hatte sich dem schottischen Adel der Unterschied von Recht und Unrecht so völlig verwischt, daß selbst die besseren seiner Mitglieder gar kein Gefühl mehr dafür hatten, was sehr glaublich.

Kaum hatte sich nun Maria unwiderruflich kompromittirt und unlöslich verstrickt, als, von der Hand Burleighs geschürt, ein Aufstand gegen die „Kebse des mörderischen Bothwell“ losbrach. Schon im Juni erhob sich eine große

Anzahl von Baronen in Waffen. Treffend hat Scott bemerkt: „Sie hatten die unglückliche Königin in die Arme Bothwells gestoßen, sie hatten sie den Gelüsten dieses Schurken überlassen ohne für sie eine Lanze zu erheben oder ein Schwert zu ziehen; erst dann, als Maria an den Bösewicht gekettet war, schlugen sie Alarm.“ Die Rebellion war anfangs, falls man nämlich den officiellen Versicherungen der Rebellen glauben wollte, nur gegen den Gemahl der Königin gerichtet; allein es lag ja in den Verhältnissen, daß Maria kaum einen Monat nach ihrer unseligen Heirat ihre Sache nicht von der ihres Mannes trennen konnte. Die Folge war, daß das von ihr zusammengebrachte Heer auf den Höhen von Karberry auseinanderlief, Bothwell flüchtig werden, und die Königin sich den aufständischen Lords als Gefangene ergeben mußte (15. Juni). Bothwell wurde hierauf aus einem Banditen ein Pirat, fiel an der Küste von Norwegen den Dänen in die Hände und endigte seine Frevelbahn in einer Kasematte von Malmö. Ihre besiegte Königin thürmten die siegreichen Rebellen in der Inselburg Lochleven ein, allwo sie der herben Aufsicht einer entschiedenen Hasserin unterstellt war, der Lady Douglas, weiland Margarethe Erskine, Maitresse Jakobs des Fünften, Mutter Murray's. Dieser übernahm die Regentschaft im Namen seines Säuglings von Neffen. Die elisabethische Politik hatte demnach vollständig in Schottland triumphirt. Der Regent des Landes war thatsächlich nur der Statthalter der Königin von England. Murray und sein Anhang gingen noch weiter. Sie erklärten nämlich die Gefangene von Lochleven für des Thrones unwürdig und verlustig und ließen sie durch den brutalen Lindsay zwingen, ihre Abdankung zu unterzeichnen, worauf sie das Kind Jakob krönten und als Jakob den Sechsten proklamirten. Alles Widerstreben der eingekerkerten Königin war umsonst. Sie konnte nur gegen ihre Thronentsagung als gegen eine gewaltsam erzwungene protestiren. Ihr bittweise und wiederholt gemachtes Anerbieten, vor einem rechtmäßigen Parlament gegen die auf sie gehäuften Beschuldigungen sich zu ver-

theidigen, fand keine Beachtung. Die reformirten Kanzeln erdröhnten von den gegen die Gefangene geschleuderten Beschimpfungen und Flüchen. Knox und andere Prädikanten forderten in wuthschäumenden Ergüssen den Tod Maria's. Die „Religion der Liebe“ führte sich gewohntermaßen wieder einmal sehr liebevoll auf.

Die Königin war beschimpft, geschlagen und gefangen, aber sie fühlte und gab sich nicht besiegt. Wohl mußte der Rückblick auf die unselige Bothwelliade sie zu Boden drücken, allein die Elasticität ihres Geistes widerstand diesem Druck und zum tödtlichen Aerger der griesgrämigen Burgfrau von Lochleven trug die Gefangene das Haupt so hoch und stolz, wie nur jemals eine Königin es getragen hat.

Lady Douglas sollte aber noch mehr Grund zum Aerger und Kummer erhalten. Ihr eigen Fleisch und Blut empörte sich wider sie: ihr achtzehnjähriger Sohn George Douglas trat in Einverständniß mit der Gefangenen und arbeitete an der Befreiung derselben. Nicht aus romantischer Liebesleidenschaft, wie da und dort, besonders in Walter Scotts vortrefflichem Roman „The abbot“, rührend zu lesen ist. Der junge Mensch war so habsüchtig, wie nur jemals ein Schotte gewesen, und wollte mit der Befreiung Maria's einfach ein Geldgeschäft machen. Mit Beihilfe des Pagen seiner Mutter, Willie Douglas, welcher vielleicht ein von der Bank gefallener Halbbruder von George war, gelang es ihm, die Entweichung der Königin aus Lochleven vorzubereiten und in der Abenddämmerung vom 2. Mai 1568 glücklich zu bewerkstelligen.

Kaum in Freiheit, hatte Maria ein Heer um sich, was immerhin beweist, daß sie keineswegs in den Augen aller Schotten oder auch nur der Mehrzahl derselben das „scharlachene Weib“ gewesen ist, für welches fanatische Bonzen sie ausschrieen. Allein die Barone, welche ihre Vasallen der Königin zuführten, besaßen weit mehr Muth und Eifer als Geschicklichkeit. Sie überstürzten, die Warnungen der einsichtigeren unter ihnen in den Wind schlagend, die Entscheidung, indem sie die ihnen am 13. Mai bei Langside

vonseiten Murray's gebotene Schlacht annahmen, welche für die Armee Maria's zu einer entschiedenen Niederlage ausschlug. Nach einer jammervollen Flucht erreichte die Königin zwei Tage später die Abtei Dundrennan. Hier fasste sie den bösen Entschluß, ein Asyl in England zu suchen, d. h. ihrer Todfeindin sich in die Hände zu geben. Vergebens beschwor Lord Herries seine Gebieterin, Schottland nicht zu verlassen. Eine grausame Proklamation, welche Murray von der Walstatt von Langside aus gegen seine besiegte Schwester geschleudert hatte, gelangte nach Dundrennan und machte auf Maria einen Eindruck, als fühlte sie den Boden Schottlands unter ihren Füßen brennen. Sie schrieb an Elisabeth, daß sie nur noch auf Gott und ihre Base hoffte, und am 16. Mai fuhr sie in einem Fischerkahn von Dundrennan über den Solway nach Workington in Kumberland hinüber.

Im Schlosse zu Karlisle wurde sie zehn Tage später durch Lord Skrope und Sir Francis Knollys im Namen der Königin von England begrüßt: aber in so zurückhaltender Weise, daß Maria schon daraus entnehmen konnte, wie sehr sie sich getäuscht hätte, wenn sie wähnte, bei Elisabeth Beistand und Hilfe zu finden. Skrope und Knollys schrieben an ihre Herrin: „Nach den mit der Königin von Schottland geführten Gesprächen zu schließen, besitzt sie einen anschlägigen Kopf und eine beredsame Zunge; ebenso, wie uns scheint, ein hochsinniges Gemüth und eine große Energie.“ Das klang in den Ohren Elisabeths sehr unliebsam. Aber die verhasste Nebenbuhlerin war ja in ihrer Gewalt und sollte darin bleiben. Das stand sofort fest. Unter keiner Bedingung durfte Maria mehr nach Schottland zurückkehren, über welches Land man ja jetzt nach ihrer Entfernung mittels der Murray, Morton und Kompagnie vollständig Herr war. Aber man mußte den Schein wahren, insbesondere Frankreich gegenüber, um jede Möglichkeit eines Einschreitens zu Maria's Gunsten von dorther abzuschneiden. Die entthronte und gefangene Königin sollte demnach eines blassen Anscheins von Freiheit und Königschaft ge-

nießen, so daß man je nach den Umständen sie hervorziehen oder zurückschieben, mit ihr unterhandeln, sie den schottischen Baronen, falls sich dieselben etwa mausig machen wollten, als Schreckbild zeigen, kurz, als ein Werkzeug der elisabethischen Politik handhaben könnte.

In Wahrheit ist Maria Stuart von der Stunde an, wo sie den Fuß auf englischen Boden gesetzt hat, eine Gefangene gewesen, obzwar man ihr einen kleinen Hofhalt gestattete, dessen Kosten sie vorzugsweise mittels ihres französischen Witthums deckte. Es hätte härter ausgesehen, wäre aber viel weniger grausam gewesen, so Elisabeth ihre Base von Anfang an in strengem Gewahrsam halten ließ. Denn dadurch wären der Gefangenen die Mittel entzogen worden, gegen ihre Feindin jenen vieljährigen und fruchtlosen Verschwörungskampf zu unterhalten, welcher nothwendig zu einer schrecklichen Katastrophe führen mußte. Daß Maria zu diesem Kampfe vollauf berechtigt war, kann gar keiner Frage unterstehen. Man mag dem eingekäfigten Falken hundertmal vorschwatzen, er möge sich in sein Schicksal ergeben und geduldig hinnehmen, was über ihn verhängt sei: der Falk wird darum doch nicht aufhören, den Versuch zu machen, ob sich der abscheuliche Käfig nicht so oder so zertrümmern ließe.

10.

Aber der Käfig war fest. Der Falk hat sich nur das Gefieder und schließlich das Leben an dem Gitterwerke zerstoßen und gebrochen.

Neunzehn Jahre lang hatte Maria das bittere Brot der Gefangenschaft zu essen. Je nach der Laune Elisabeths ist sie von einem Kerkerschloß ins andere, von dem dritten ins vierte, fünfte, sechste geschleppt worden, oft mitten im strengsten Winter, ohne alle Rücksicht auf die bald sehr

leidend gewordene Gesundheit der Gefangenen, in unbequeme, kalte und feuchte Gelasse. Fotheringay war die letzte Station auf diesem ihrem Lebenswege, der finstere Puritaner Amyas Paulet ihr letzter Kerkermeister.

Man muß der unglücklichen Frau nachrühmen, daß sie auch als widerrechtlich gefangen gehaltene den Streit mit ihrer Feindin lange Zeit hindurch mit großer Geduld und Ehrenhaftigkeit geführt hat. Immer wieder getäuscht, ergab sie sich doch immer wieder der Hoffnung, auf anständige Bedingungen hin mit Elisabeth zu einem Uebereinkommen gelangen zu können. Später freilich ist ihr Herz in Galle geschwommen und wie hätte es auch anders sein können? Sie sah alle ihre Entwürfe scheitern, sie mußte erfahren, daß ihre Freunde auf Schaffoten verbluteten oder in Gefängnissen verkümmerten oder im Exile darbten. Ihre Phantasie war getrübt, ihr Gemüth verbittert, ihr Leib gebrochen. Sie war vor der Zeit gealtert, die Haare fielen ihr aus, ihr Magen versagte die Verdauungsarbeit, nur mühsälig und nur wenige Schritte weit vermochte sie sich auf ihren geschwollenen Beinen zu bewegen. Den schmerzlichsten Stoß führte die Feindin auf sie, indem sie ihr den Sohn, das einzige Kind, entfremdete. Jakob der Sechste verkaufte so zu sagen seine Mutter an die Königin von England um etliche tausend Pfund jährlich, d. h. er bezog eine Pension von Elisabeth unter der stillschweigenden Bedingung, nichts zu Gunsten der Eingekerkerten zu unternehmen. Der fischblütige junge Halunke kaufte sich von seiner Sohnespflicht mittels eines Kynismus los, indem er von seiner Mutter sagte: „Mag sie das Bier hinunterwürgen, welches sie gebraut hat.“

Einmal ist dann auch der Groll und Zorn, wie er sich in der gequälten Frau jahrelang angesammelt und gestaut hatte, überschwellend ausgeborsten und zwar in Form jenes berüchtigten Briefes, welchen Maria im November von 1584 an Elisabeth schrieb. Sie riß darin der scheinheiligen Feindin die Maske der Jungfräulichkeit ab und rückte derselben in keineswegs sehr zarten Ausdrücken alle die

Buhlereien und Unzüchtigkeiten vor, welche Elisabeth nach der Aussage ihrer gewesenen Ehrendame, der Gräfin Shrewsbury, mit Leicester, Hatton, Simier und dem Duc d'Alençon getrieben hätte. Auch die gränzenlose Eitelkeit, sowie der brutale Jähzorn der Tochter Heinrichs des Achten erhielten in dieser Epistel ihr gehöriges Theil.

Wahrscheinlich ist dieser Brief niemals an Elisabeth gelangt, sondern von den Spähern und Kundschaftern, womit Burleigh und Walsingham die gefangene Königin umringt hielten, aufgefangen worden. Die englischen Minister mochten es für ganz überflüssig halten, den ohnehin regen Zorn ihrer Gebieterin durch eine Zuschrift dieser Art noch mehr anzufachen, und es war in der That überflüssig. Elisabeth hasste ihre Gefangene schon darum sattsam, weil sie derselben so viel Unheil bereitet und so schnödes Unrecht angethan hatte. Aber sie fürchtete die Gehasste auch und sie hatte Grund dazu. Maria war erst in der Gefangenschaft so recht die Hoffnung der englischen Katholiken, wie die Bundesgenossin des Papstes, der Guisen und des Königs von Spanien geworden, welche alle mitsammen der Königin von England nicht allein nach der Krone, sondern auch nach dem Leben strebten. Philipp der Zweite hatte gegen Elisabeth gerichtete Mordanschläge zu wiederholten malen mit seinem Staatsrathe diskutirt, und daß der mordbrütende Geist des Jesuitismus, welcher im August von 1572 den kolossalen Gräuel der Bartholomäusnacht angestiftet und vollbracht hatte, noch in voller Giftblüthe stand, das war neuerlich durch den 10. Juli von 1584 erwiesen worden, an welchem Tage die Mordkugel des von den Jesuiten gehetzten Balthasar Gerard zu Delft die Brust Wilhelms von Oranien durchbohrte.

Es ist daher nur gerecht, anzunehmen, daß Elisabeth im Jahre 1586 nicht allein an die Wirklichkeit einer bevorstehenden spanischen Invasion und eines damit verbundenen Aufstandes der englischen Katholiken glaubte, sondern auch daran, daß wesentlich die Umtriebe Maria's und ihrer Anhänger diese Gefahr herbeigeführt hätten. Nicht minder

traute die Königin den Versicherungen ihrer Minister, daß die Gefangene von Fotheringay in das mit dem Projekt einer spanischen Landung in England auf's engste verbundene Mordkomplott, an dessen Spitze Babington stand, vollkommen eingeweiht wäre und demnach ihre, Elisabeths, von dem Genannten und seinen Mitverschworenen geplante Ermordung ausdrücklich gutgeheißen hätte.

Dieses Komplott bestand, keine Frage; aber es war von Walsingham, wenn nicht angestiftet, so doch mittels gewissenloser, auf das Verderben Maria's gerichteter Polizeikünste aufgepäppelt und großgezogen worden. Die ganze Machenschaft ähnelt auffallend den Komplottefindungen, wie sie der Bonapartismus zur Zeit des angeblichen Onkels wie zur Zeit des sogenannten Neffen als ein beliebtestes und wirksamstes Regierungsmittel handhabte, — Komplottefindungen, auf welche der alte Bauernspruch:

„Mattheis
Bricht 's Eis;
Find't er keins,
So macht er eins —"

wie angemessen paßt. . . . Maria hat ihrerseits nicht bestritten, daß sie um das spanische Invasionsprojekt wußte und dasselbe billigte. Warum auch hätte sie es nicht billigen sollen? Versprach ihr dasselbe doch Erlösung aus einer achtzehnjährigen Gefangenschaft, in welcher sie wider alles Völkerrecht gehalten wurde, von den Geboten der Menschlichkeit ganz zu schweigen. Wer sodann weiß, daß die Menschen nichts weniger als Engel sind und daß die christliche Phrase „Liebe deine Feinde und thue wohl deinen Hassern!" vor den thatsächlichen Leidenschaften und Interessen verschwindet wie Nebel vor dem Morgenwinde, würde sich nicht sehr darüber verwundern, so Maria kein Bedenken getragen hätte, selbst das Leben ihrer Feindin als Preis für ihre Befreiung und Wiederherstellung zu bezahlen.

Allein die unglückliche Gefangene hat der Bezichtigung, um Babingtons Mordplan gewußt und denselben gebilligt zu haben, ein energisches Nein entgegengesetzt und dasselbe

bis zuletzt aufrecht erhalten, während sie ihr Einverständniß mit der großen katholischen Kombination ohne weiteres zugab. Man wollte sie mittels eines von Babington an sie geschriebenen Briefes und mittels ihrer Antwort auf denselben überweisen: sie forderte die Vorlage der Originale, indem sie dem Staatssekretär Walsingham ins Gesicht sagte, er wäre ganz der Mann dazu, ihre durch seine Spione aufgefangene und durch seine Hände gegangene Korrespondenz gefälscht zu haben. Die Originale wurden aber der Angeklagten jetzt so wenig vorgelegt wie damals, als es sich um die Papiere des „silbernen Kästchens“ gehandelt hatte.

11.

Ueberhaupt war die Procedur, welcher Maria im Herbste von 1586 unterworfen wurde, von A bis Z ein grober Spott auf alle Rechtspflege, eine ebenso schamlose Verhöhnung des Rechtes, wie der Proceß Bothwells eine gewesen. An die Spitze der untersuchenden und richtenden Kommission, welche Elisabeth ernannte, wurden Maria's Todfeinde Burleigh und Walsingham gestellt, die es als eine Hauptaufgabe ihrer Staatsmännischkeit betrachteten, der Angeklagten das Leben zu nehmen. Man scheute nicht vor der Rohheit zurück, der kranken, gebeugten und verlassenen Frau keinen Rechtsbeistand und Anwalt zu gestatten. Man ging in einer Weise vor, welche es rein unmöglich machte, die Wahrheit zu finden. Sowie Maria erfuhr, daß man sie in das Mordkomplott Babingtons verwickeln wollte, verlangte sie mit diesem und seinen Mitschuldigen konfrontirt zu werden. Umsonst. Man beeilte sich vielmehr, Babington und seine Mitverschworenen hinzurichten, damit der angeklagten Königin jede Berufung auf diese Zeugen abgeschnitten wäre. Maria, welche in ihrem souveränen Königsbewußtsein es ganz gut hätte ablehnen können, ihren Anklägern

Rede zu stehen und Antwort zu geben, that alles ihr Mögliche, um die Falschheit der schwersten auf sie gehäuften Beschuldigung zu erweisen; ihre Richter dagegen, welche nur ihre Henker gewesen sind, wandten gleichermaßen List und Brutalität auf, um diese Absicht der Unglücklichen zu vereiteln und das Opfer wehrlos zu machen.

Sogar ihre bittersten Feinde haben nicht zu bestreiten gewagt, daß, als Maria am 14. Oktober in der großen Halle von Fotheringay vor ihren Richtern erschien, ihre Haltung voll edelster Fassung und Würde war. Auf die vonseiten Burleighs an sie ergangene Aufforderung, die gegen sie gerichtete Anklageakte anzuhören, gab sie diese Erklärung ab: „Ich bin nach England gekommen, um den Beistand nachzusuchen, welcher mir versprochen worden war. Jedermann weiß, daß ich allem Recht und allen Gesetzen zuwider als Gefangene in diesem Lande zurückgehalten worden bin. Was eure Kommission angeht, so hat niemand das Recht, eine solche zu bestellen, weil niemand über mir steht. Ich bin als freie und souveräne Fürstin geboren und nur Gott für meine Handlungen verantwortlich. Ich anerkenne in euch weder meine Pairs noch meine Richter, und wenn ich einwillige, euch Rede zu stehen, so geschieht das nur, weil ich will und um zu beweisen, daß die gegen mich gerichteten Anklagen falsch und verleumderisch sind."

Im Verlaufe der Verhandlung bemerkte sie mit Bitterkeit, man habe Babington hingerichtet, um die von ihr begehrte Konfrontation mit ihm unmöglich zu machen, und fügte die Frage hinzu, warum man denn nicht wenigstens ihre beiden verhafteten Sekretäre Nau und Kurle herbeigebracht hätte, um sie ihr, wie sie verlangte, gegenüberzustellen. Es würde wohl geschehen sein, so man sicher wäre, daß diese Zeugen ihre angeblichen Geständnisse auch in ihrer, der Angeklagten, Gegenwart wiederholten. Daß sie, wie die Vorbringung dieser Zeugen, so auch die der Originale der ihr zugeschriebenen brieflichen Aeußerungen gegenüber von Babington vergeblich forderte, ist schon erwähnt worden. „Man gründet Beschuldigungen auf meine Briefe — rief

sie aus — und man beraubt mich, indem man mir die Mittheilung der Originale verweigert und mir meine Papiere wegnahm, aller Mittel, die Falschheit dieser Beschuldigungen darzuthun." Schließlich sagte sie: „Meine einzigen Verbrechen sind meine Geburt, die Beschimpfungen und Leiden, welche man mir angethan hat, und die Religion, welche ich bekenne. Auf meine Geburt bin ich stolz; die mir widerfahrene Unbill weiß ich zu verzeihen, und was meine Religion betrifft, so ist sie mir Trost und Hoffnung in meiner Trübsal und bin ich bereit, sie mit meinem Blute zu besiegeln. Allzeit habe ich das Leben der geringsten Kreatur Gottes geachtet. Es liegt viel mehr in meiner Natur, zu beten wie Esther als das Schwert zu ergreifen wie Judith. Im übrigen wäre es thöricht, es auf den Urtheilsspruch von Menschen ankommen zu lassen, welche meine notorischen Feinde sind. Ich verlange, angeklagt zu werden und mich vertheidigen zu dürfen vor dem Parlament von England, in Gegenwart der Königin und ihres Staatsraths."

Eitle Berufung! Am 25. Oktober versammelte sich die Kommission statt zu Fotheringay in Westminster und sprach die Königin von Schottland, ohne sie noch einmal zu hören, nach dem ganzen Umfange der Anklage schuldig. Nur einer der Richter, Lord Zouch, trug Scham und Scheu, diesem Schand- und Spottverfahren durch sein Ja beizustimmen. Der gefällte Spruch, welcher selbstverständlich von den beiden Häusern des Parlaments bestätigt und von der Bevölkerung Londons mit tobender Freude begrüßt wurde — die Regierung hatte Sorge getragen, den „protestantischen Geist" gehörig zu kitzeln und die öffentliche Meinung mit einer ungeheuren Schüssel voll „papistischer" Schauergeschichten zu traktiren — der gefällte Spruch war ein Todesurtheil, dessen Vollziehung nur von der Laune Elisabeths abhing.

Die Manier nun, wie sich die Königin als zwischen den Forderungen des Staatswohls und ihren Bedenklichkeiten schwankend darstellte; die infame Zumuthung, welche

sie mehr oder weniger offen ihrer Umgebung machte, man sollte sie von ihrer Base „befreien“, ohne daß eine Hinrichtung stattzufinden brauchte[1]); die Art und Weise, wie sie sich ihre Unterschrift zu Maria's Todesurtheil scheinbar ablisten oder abnöthigen ließ; die schamlose Heuchelei, womit sie nachmals behauptete, die Hinrichtung sei ohne ihr Wissen und wider ihren Willen geschehen: — das alles hat etwas so entschieden Kätzisches, daß sich jeder gesunde Sinn davon angewidert fühlen muß.

12.

Die Minister Elisabeths wußten recht wohl, daß und wie sehr sie im Sinne ihrer Gebieterin handelten, wenn sie dieselbe weiter nicht mehr mit der Sache behelligten, sondern die Vollziehung des von der Königin unterfertigten Todesurtheils auf sich nahmen. Sie thaten danach.

Am 6. Februar von 1587 trafen demnach die Grafen von Shrewsbury und Kent und Master Beale in Fotheringay ein und am folgenden Tage traten sie, begleitet von Paulet und dem Sheriff der Grafschaft Northampton, vor Maria, um ihr anzukündigen, daß sie sterben müßte. „Im Namen Gottes“ — gab sie zur Antwort — „gesegnet sei diese Botschaft! Denn mich verlangt sehr, diese Welt zu verlassen.“

---

1) Elisabeth hatte schon im August von 1586 in diesem Sinne einen wahrhaft diabolisch arglistigen Brief an Amyas Paulet geschrieben. Der rauhe, aber ehrliche Puritaner verstand nicht oder wollte nicht verstehen. Später schrieben Walsingham und Davison deutlicher an ihn und machten ihn aufmerksam, daß er der Königin einen großen Dienst erwiese, so er sie im Geheimen von Maria Stuart „befreite“. Paulet wies die schändliche Zumuthung mit großer Entrüstung zurück. Als Davison die Königin davon in Kenntniß setzte, brach sie in Schelt- und Schimpfworte aus über den „affektirten Formenreiter“.

Dann erklärte sie ruhig, aber fest, daß sie das Opfer eines Justizmordes sei, verurtheilt von einem Tribunal, welchem nicht das geringste Recht über sie zustand, und eines Verbrechens halber, dessen sie schuldlos. „Ich rufe Gott als Zeugen an“ — schloß sie, die Hand auf ein vor ihr liegendes Neues Testament legend — „daß ich den Tod der Königin von England niemals gewollt, gebilligt oder gesucht habe.“ Und als der Graf von Kent Lümmel genug war, sie anzuschnarchen: „Das ist ein papistisches Testament und Euer Schwur hat also gar keinen Werth!“ führte sie den stupiden Fanatiker würdig ab mit der Entgegnung: „Das ist die von der katholischen Kirche anerkannte Uebersetzung. Eure Herrlichkeit muß demnach folgerichtig meinen darauf gethanen Schwur für heiliger anerkennen, als wenn ich auf eure Uebersetzung geschworen hätte, an welche ich nicht glaube.“

Sie forderte hierauf die Zulassung eines katholischen Priesters, um sich zum Tode vorbereiten zu lassen. Die Kommissäre schlugen es ab, weil davon nichts in ihrer Instruktion stände. Der Graf von Kent wollte ihr dann einen protestantischen Tröster oder Bekehrer aufdringen, den Dechanten von Peterborough. „Nein“ — sagte Maria — „ich will in dem Glauben meiner Väter sterben.“ Worauf Kent: „Ha, Madame, bei einer solchen Verstocktheit wäre Euer Leben der Ruin unserer Religion und wird Euer Tod sie retten.“

Dieser Ausruf ließ einen Stral von Freude über das Antlitz der Königin gleiten, und als die Kommissäre abgetreten waren, wandte sie sich zu ihren Dienerinnen mit den Worten: „Nun wohl, habe ich es euch nicht gesagt? Ich wußte, daß sie mich tödten würden: ich war ein zu großes Hinderniß für ihren Glauben. Aber wie bin ich glücklich! Man hat behauptet, ich sei zum Tode verdammt, weil ich gegen das Leben der Königin von England konspirirt hätte, und nun ließ sich dieser Graf von Kent das Geständniß entwischen, daß es meines Glaubens wegen geschehen sei.“

Das Schaffot war in der großen Halle des Schlosses aufgeschlagen. Mittwochs den 8. Februar (a. St.) um 8 Uhr Morgens bestieg Maria Stuart dasselbe. Mit welcher Fassung und Würde, ist bekannt. Da ihr rauher Kerkermeister Paulet bemerkte, daß sie sich nur mühsam auf ihren kranken Beinen hielt, bot er, vom Mitleid angefasst, ihr zum Hinaufsteigen den Arm. Sie nahm das Anerbieten an und sagte freundlich: „Habt Dank! Das ist die letzte Mühe, welche ich Euch mache.“ Als Marie Antoinette am 16. Oktober von 1793 die Treppe zur Guillotine hinanstieg, trat sie unversehens dem Henker Samson auf den Fuß und bat es ihm sofort ab mit den Worten: „Entschuldigen Sie, Monsieur; ich that es nicht absichtlich.“ Es liegt eine Poesie von rührender Gewalt darin, Worte voll Sanftmuth und Güte von Lippen kommen zu hören, welche die Grausamkeit der Menschen schon in der nächsten Minute für immer verschließt.

Ebenfalls sanft, obzwar entschieden, wies Maria die bonzenhafte Unverschämtheit des Bekehrungsversuches zurück, womit der Dechant von Peterborough die schon neben dem Blocke Stehende belästigte.

Aber die Weltgeschichte liebt es, in die tragischen Schlagschatten großer Katastrophen hinein mitunter die Streiflichter einer gräßlichen Komik fallen zu lassen.

Ein solches Streiflicht zuckte über das schwarzbehangene Blutgerüst hin, als der tödtliche Beilstreich auf Maria's Hals gefallen war. Der Henker fasste den abgeschlagenen Kopf bei den Haaren, aber diese blieben ihm in der Hand, während das glatzköpfige Haupt auf und über den Boden hinrollte.

Seine Verblüffung überwindend, raffte der Henker es auf, hob es empor und rief: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!“ Worauf der Dechant von Peterborough, um die Stimme der „Religion der Liebe“ vernehmen zu lassen: „So mögen alle Feinde der Königin vernichtet werden!“ Nur eine Stimme, die des Grafen von Kent, sagte „Amen“ . . .

Die Siegerin Elisabeth überlebte ihr Opfer um sechszehn

Jahre. Sie hat 45 Jahre lang, wie der gäng und gäbe Ausdruck lautet, glorreich (glorious) regiert. Ihrer bis zur Narrheit gehenden Gefallsucht ist sie immer treu geblieben. Noch als Greisin spielte sie das junge Mädchen. Noch in den Jahren 1601 und 1602 ließ die alte Kokette sich von ihrem sklavischen Hofe bewundern und beklatschen, wenn sie mit zahnlosem Munde zur Laute sang oder mit gichtbrüchigen Beinen die Gaillarde tanzte. Nur in unbewachten Augenblicken schuf sich inmitten äußerlicher Erfolge das Gefühl innerlicher Leere Bahn und sie sagte dann, sie wäre des Lebens satt, weil nichts mehr ihren Geist anspräche oder ihr Vergnügen machte. Das Glück jedoch blieb ihr zugethan bis zuletzt: am 3. April von 1603 ist sie eines sanften und schmerzlosen Todes gestorben.

Der altfränkische Montesquieu, welcher in der Geschichtewissenschaft noch nicht soweit war, zu glauben, daß die einzigen Maßstäbe des historischen Urtheils Erfolg oder Nichterfolg hießen, hat gemeint, „die Stellen, welche die Nachwelt (geschichtlichen Personen) anweis't, hängen wie die von der Mitwelt vergebenen von den Launen des Glückes ab“ — und altfränkisch gesinnte Leute wie ich, welche des Dafürhaltens sind, Montesquieu hätte mehr Geist, Menschen- und Weltkenntniß in einer seiner beiden kleinen Zehen gehabt als die sämmtlichen berühmten „Geschichtewissenschafter“ unserer Tage unter ihren sämmtlichen Hirndecken, nehmen sich die Freiheit, zu meinen, der montesquieu'sche Satz ließe sich recht wohl auf Elisabeth Tudor und Maria Stuart anwenden.

Im übrigen, wenn man die Stellungen der beiden königlichen Basen, ihren Zank und Kampf, ihre Freuden und Leiden, ihre Triumphe und Niederlagen vom allerhöchsten, d. h. vom allerunbefangensten Standpunkte betrachtet, so wird man wieder einmal ganz verstehen, wie sehr der alte Lear rechthatte, als er sagte:

„Wenn wir geboren werden, weinen wir,
Daß wir die große Narrenbühne Welt
Betreten müssen.“

Der falsche Dmitry.

Vermochtest du, ein namenloser Flüchtling,
Zwei Völker zu verblenden wunderbar
Und das verweg'ne Truggespinnst zu sichern
Durch ein Geheimniß, fest und tief und ewig?

Puschkin, „Boris“, III, 3.

1.

Warum und wieso der Schwindel möglich war.

Eines Winterabends im Jahre 1584 trat Iwan der Vierte (Wassiljewitsch), Zar aller Reußen, genannt „Der Henker“ oder „Der Schreckliche“, auf die „rothe“ Treppe des Kremlin zu Moskau hinaus, um lange zum Firmament emporzustarren, allwo zwischen den Kuppeln und Thürmen der Kirche Iwans des Großen und der Kirche der Verkündigung ein Komet sichtbar war mit kreuzformartigem Feuerschweif. Der Zar wandte sich endlich ab, bekreuzte sich und murmelte vor sich hin: „Das bedeutet meinen Tod!“

Bald darauf erkrankte er schwer. Aus Lappland herbeigeholte Schamanen-Zauberer vermochten dem Uebel nicht Einhalt zu thun. Am 10. März von 1585 berief er den Bojarenrath und ließ sein Testament aufsetzen, kraft dessen er die Thronfolge seinem Sohne Feodor zutheilte und inbetracht der Blödsinnigkeit desselben einen Regentschaftsrath bestellte, bestehend aus den beiden Knäsen (Fürsten) Iwan Schuisky und Iwan Mstislawsky, sowie den drei

Bojaren (Großbarone) Bogdan Bielsky, Nikita Juryew und Boris Godunow. Am 18. März starb „Der Schreckliche“ und säuberte mittels seines Todes den Erdball vom größten Scheusal, welches zu tragen dieser jemals verdammt war. Denn überblickt man das Wüsten und Wüthen dieses Dämons, ja fasst man auch nur die von ihm veranstalteten „Opaly“ (Durchwurfelungen oder Ausmerzungen des Volkes) ins Auge, mit deren Gräueln verglichen die Schrecken der französischen Revolution harmlose Kinderspiele waren, so könnte man unschwer zu dem Glauben kommen, die „allgütige Mutter“ Natur hätte in ihrer grausamsten Laune dieses Unthier geschaffen, um eine fürchterliche Probe anzustellen, was alles die Menschen sich gefallen ließen und bis zu welcher bodenlosen Tiefe der Niedertracht die sklavische Feigheit der Völker hinabreichen könnte.

In unseren Tagen ist es bekanntlich zur „wissenschaftlichen“ Mode geworden, den Unterschied von gut und böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verschuldung zu verwischen und einem grundsatzlosen Geschlechte das ohnehin schon sehr geschwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der schlaffen Seele zu schmeicheln mittels der materialistischen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken und Thaten des Menschen schlechterdings nur Produkte seiner physischen Anlagen und Eigenschaften wären. Laster, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämissen angesehen werden, für Abnormitäten, und demnach Lasterhafte, Frevler und Verbrecher nur für mitleidswerthe Kranke, für Gestörte, für Wahnsinnige. Es ist recht verwunderlich, daß diese modische Theorie, welche sich ja auch schon spürbar genug in die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege eingeschlichen hat und, wann erst in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menschliche Gesellschaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zustand der Bestialität zurückentwickeln wird — ja, es ist recht verwunderlich, daß diese schöne Theorie nicht auch schon von irgendeinem „wissenschaftlichen“ Modisten auf Iwan den Schrecklichen angewandt und also

an dem „grausen“ Zaren, wie er beim Lermontow heißt, eine der jetzt so beliebten „Rettungen“ verübt wurde. Freilich, ein leichtes Stück Arbeit würde der „Retter“ nicht haben. Denn wenn ihm der Nachweis, daß Iwan der Henker von Haus aus ein Wahnsinniger gewesen, nicht allzu schwer werden dürfte, so vermöchte doch keine Trübung der Quellen und keine sophistische Dialektik die Thatsache aus der Welt zu schaffen, daß in dem Wahnsinn des Zaren Methode gewesen ist und der „Grause“ sich seiner Absichten und Zwecke sehr wohl bewußt war.

Wie ein rother Faden, nein, wie ein rother Blutstrom windet oder wälzt sich durch Iwans Gräuelherrschaft der Staatsgedanke, mittels Gründung der zarischen Autokratie, des zarischen Absolutismus höchster Potenz die moskowitische Reichseinheit her- und festzustellen, welche bislang durch die Machtstellung des Bojarenthums stark beeinträchtigt worden war. Allerdings ist der Zar häufig genug Henker um der Henkerlust willen gewesen, allerdings trieb er die grässliche Wollust der Grausamkeit bis zum raffinirtesten Kitzel; aber den angegebenen Grundzug seiner Politik hat er selbst in den wildesten Orgien der Entmenschung so wenig vergessen, als er desselben in den tollen Uebertreibungen der „gottesdienstlichen“ Uebung seiner „Frömmigkeit“ jemals vergaß. Denn selbstverständlich war der vierte Iwan sehr „fromm“, das heißt allem Aberglauben der orientalisch-russischen Kirche leidenschaftlich zugethan, ganz wie Ludwig der Elfte von Frankreich „fromm“, das heißt allem Aberglauben der okcidentalisch-römischen Kirche fanatisch ergeben war. Man könnte überhaupt Iwan den Vierten den aus dem Französischen ins Russische übersetzten Ludwig den Elften nennen. Denn im ganzen und großen spielte der Zar im 16. Jahrhundert in Russland die Rolle, welche der König im 15. Jahrhundert in Frankreich durchgeführt hatte. Beide haben, jeder in seinem besonderen Stil, die Adelsherrschaft gebrochen und die absolute Monarchie begründet.

Kein Zweifel, das russische Volk erkannte in dieser Gründung eine Wohlthat, wenigstens instinktmäßig. Daraus

mag sich das Unglaubliche und doch fraglos Wahre erklären, daß die Russen diesem Wütherich, der die Grausamkeit bis zu unerhörten Thaten wilder Wuth oder auch bis zur raffinirtesten Qualenaustiftelung getrieben, seine eigene Familie in empörendster Weise gepeinigt, seinen zweitältesten Sohn eigenhändig umgebracht, in mongolisch wüster Vernichtungsraserei die Bewohnerschaften ganzer Städte und Landschaften ausgetilgt, daneben im Schlamme ekelhafter Ausschweifungen sich gewälzt hatte, geradezu leidenschaftlich unterwürfig und zugethan waren — so leidenschaftlich, daß beim Tode des Scheusals von Zar die allgemeinste, aufrichtigste, wildeste Wehklage losbrach. Man hätte, so man dies Gebaren der Moskowiter ansah, meinen können, ein Gott, ihr Gott wäre ihnen gestorben. Und im Grunde war es ja so, denn die zarische Macht und Gewalt war eine abgöttisch geglaubte und verehrte.

Vom 18. März 1585 an hieß Feodor Iwanowitsch, Iwans des Schrecklichen dritter Sohn — der älteste war frühzeitig gestorben, den zweitältesten hatte der Vater todtgeschlagen, — der Zar aller Reußen. Der zweiundzwanzigjährige Junge war physisch und psychisch eine Null, kraft-, verstand- und kenntnißlos, ein Dreiviertels-Trottel, ein Fex, welcher seine ganze Zeit damit verbrachte, in den Kirchen des Kremlin herumzulaufen, die Glocken allerhöchsteigenhändig zu läuten und sich tagelang die absurdesten Heiligenlegenden vorlesen zu lassen. Bei feierlichen Anlässen setzte man den Zar-Fex auf den Thron und gab ihm Skepter und Reichsapfel in die Hände. Dann starrte er mit dem Lächeln blödsinniger Bewunderung auf diese Insignien einer Macht, die ein anderer statt seiner innehatte und übte. So war der letzte Zar aus dem Hause Rurik, will sagen aus dem warägisch-normannischen Herrscherstamme, der letzte Zar aus der Familie der alten Großfürsten von Moskau. Man hatte dem Schwächling die Schwester des Boris Godunow, Irinia oder Irene, als Gemahlin angetraut, und sein Schwager Boris war der Zar des Zaren, thatsächlich jetzt schon der Leiter und Beherrscher Russ-

lands. Denn dieser Magnat, dem Titel nach ein Mitglied des Regentschaftsrathes, also einer der fünf obersten Minister, hatte vermöge der zarischen Schwagerschaft die Macht seiner vier Amtsgenossen bald zu einem Nichts gemacht. Boris war zweifelsohne ein ungemein begabter, ein schlauer und erfahrener Mann, dabei von einem unbändigen Ehrgeiz besessen, welcher als sein Endziel die Erlangung der Zarenkrone wohl schon frühzeitig in's Auge gefasst haben mochte. Daß ihm dabei seine tatarische Abkunft ein Hinderniß sein würde, brauchte er nicht zu fürchten, denn bekanntlich war seit den Zeiten, wo die Mongolen zwei Jahrhunderte lang über Russland geherrscht hatten, das Blut der Russen, namentlich auch das der vornehmen, stark mit tatarischem gemischt.

Nun aber ist zu melden, daß Iwan der Schreckliche neben seinem Nachfolger Feodor noch einen Sohn hinterlassen hatte und zwar einen Sprössling aus seiner siebenten Ehe mit Marfa (Martha) Nagoy, einer Dame von tatarischer Abkunft. Dieser Sohn, im Jahre 1581 geboren, also beim Tode seines Vaters ein unmündiger Knabe, hieß Dmitry (Dimitri, Demetrius) und war in den Augen streng rechtgläubiger Russen allerdings nur ein Bastard. Denn der Lehre der russischen Kirche zufolge kann ein orthodoxer Christ nur viermal rechtmäßig sich verheiraten. Indessen war es bei des grausen Zaren Lebzeiten niemand eingefallen, gegen die Legitimität des kleinen Dmitry Protest erheben zu wollen, und demzufolge führte der Prinz gleich seinem Halbbruder Feodor den Titel Zaréwitsch, d. i. Zarensohn. Iwan der Schreckliche selbst jedoch schien diesen seinen letzten Sprössling nicht für voll angesehen zu haben; denn er hatte ja in seinem Testamente bestimmt, daß Dmitry nichts erben sollte als die Stadt Uglitsch und ihr Gebiet. Dies verhinderte jedoch nicht, daß angesichts der Schwächlichkeit und Hinfälligkeit des Zaren Feodor die Augen vieler Russen in dem Knaben Dmitry den künftigen Zaren erblickten. Boris ließ es sich daher angelegen sein, diesen Thronprätendenten dem Volke vorderhand mehr aus dem Gesichtskreise

zu rücken. Kaum war Feodor zum Zaren gekrönt, wurde Marfa Nagoy, die Witwe des Schrecklichen, mit ihrem Söhnlein Dmitry nach der Stadt Uglitsch geschafft, um dort ihren ständigen Aufenthalt zu nehmen. Boris bestellte zum Wächter von Mutter und Kind seinen Diak (Kanzleisekretär) Bitjagowski, auf welchen er sich vollständig verlassen konnte. Ist den Berichten, welche dieser Beamte von Uglitsch nach Moskau sandte, zu glauben, so verrieth sich der kleine Dmitry als der echte Sprössling seines Vaters und zwar mittels Bethätigung der Instinkte wilder Grausamkeit. Der Knabe hatte ein Wohlgefallen daran, Thiere raffinirt zu quälen, und er soll auch haben verlauten lassen, daß er dereinst mit Menschen ebenso verfahren wollte. Eines Wintertages, so wird erzählt, hatte er mit Hilfe seiner Spielkameraden auf dem Hofe des uglitscher Schlosses nach Knabenart den Schnee zu Menschenfiguren geballt. Diesen gab er die Namen der Magnaten des Reiches und die größte nannte er Boris. Dann nahm er seinen hölzernen Säbel und schlug damit den Schneemännern die Arme und die Köpfe ab mit den Worten: „So werde ich mit ihnen umspringen, wann ich einmal groß bin!“

Es ist möglich, daß der Knabe in Folge der grollenden, aufreizenden, rachsüchtigen Aeußerungen seiner Mutter solche oder ähnliche Worte gesprochen. Wahrscheinlicher freilich erscheint es, daß ihm hinterher dieselben in den Mund gelegt worden seien. Im übrigen hat es solcher kindischer Drohungen gar nicht bedurft, um das Leben des letzten Sprößlings Iwans des Henkers zu gefährden. Der Prinz war ja ein Hinderniß, sogar, wie die Sachen lagen, das einzige ernstliche Hinderniß auf Boris Godunows Wege zum Zarenthron.

Daß Boris der Urheber dessen war, was am 15. Mai 1591 (a. St.) auf dem Schloßhofe zu Uglitsch geschah, dürfte einer ernstlichen Anzweifelung kaum unterstellt werden können. Am genannten Tage, am hellen Tage, ist nämlich dort der Zaréwitsch Dmitry mittels Durchschneidung der Kehle ermordet worden. Das ist eine unzweifelhafte That-

sache. Allein die Einzelnheiten der Mordthat konnten nicht aktenmäßig festgestellt werden, weil die Mörder, der Diak Bitjagowski, sein Bruder Daniel, seine Frau, sammt Josef Wolochow und Nikita Katschalow, von dem wüthenden Volke von Uglitsch, welches Marfa Nagoy und ihre zwei Brüder angesichts der Leiche des ermordeten Sohnes und Neffen zur Rache aufgerufen hatten, gesteinigt wurden.

Boris unterschlug den aus Uglitsch über die Katastrophe eingelaufenen Bericht und gab dem Zaren Feodor einen gefälschten in die Hände, worin es hieß, der junge Dmitry hätte sich in einem Anfalle von Epilepsie, da er gerade ein scharfes Messer in der Hand gehabt, selber eine Wunde am Halse beigebracht und wäre an der Verblutung gestorben — eine ganz dumme Lüge, welche ihrem Urheber später theuer zu stehen kommen sollte. Vorderhand freilich erntete er die Früchte des uglitscher Verbrechens. Niemand wagte mehr, seinem Willen zu widerstehen, vollends dann nicht mehr, als er auch die große Familie der Fürsten Schuisky, sowie das Haupt der russischen Klerisei, den Erzbischof-Metropoliten von Moskau, tief gedemüthigt und seinem Machtgebote gebeugt hatte. An die Mutter des ermordeten Dmitry erging ein zarischer Ukas, kraft dessen sie „zur Strafe dafür, daß sie ihren Sohn nicht besser behütet hätte“, aus Uglitsch hinweg und in ein im Norden Russlands gelegenes Kloster verwiesen wurde, allwo sie den Nonnenschleier umthun mußte. Die Hinterlassenen derer dagegen, welche der Lynchjustiz des Volkes von Uglitsch zum Opfer gefallen, wurden reichlich versorgt. Rastlos bemüht, seine Stellung nicht nur zu erhalten und zu befestigen, sondern dieselbe auch zu einer Aufgangsstufe herzurichten, von welcher aus das letzte und höchste Ziel unschwer zu erreichen wäre, suchte und wußte Boris seine Regierung mit dem Glanze von Eroberungen zu umgeben, welcher dem russischen Ausbreitungstriebe schmeichelte. Ebenso beeiferte er sich, die Geneigtheit von Klerisei und Adel zu gewinnen, und auf sein Bestreben, dem letzteren zu gefallen, ist hauptsächlich eine im Jahre 1593 getroffene, tiefein-

schneidende Maßregel zurückzuführen, jener zarische Ukas, welcher die russischen Bauern an die Scholle fesselte, indem er denselben strengstens verbot, ihren Wohnsitz zu ändern. Das war eine Maßregel, deren unberechenbare Tragweite zunächst gar nicht erkannt wurde. Das war die Begründung der bäuerlichen Leibeigenschaft und bald auch eine der Hauptursachen des gegen Godunow erwachenden russischen Volkshasses.

Zu Anfang des Jahres 1598 starb der Schattenzar Feodor, und so war denn die Zeit gekommen, wo Boris auch dem Namen nach der Zar aller Reußen sein wollte. Er fand es angezeigt und räthlich, zuvörderst noch eine Komödie aufzuführen, nämlich diese, daß er durch den sogenannten großen Landesrath („Semskaya Duma"), ein Schein- und Schemenparlament, in welchem die geistlichen Magnaten, die Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die adeligen, die Bojaren, saßen, seine Schwester Irene, Feodors kinderlose Witwe, zur regierenden Zarin bestellen ließ. Im raschen Weitergange der wohlinscenirten und gutgespielten Posse entsagte dann die Zarin Irene dem Skepter und ging in ein Kloster, ihr Bruder Boris aber machenschaftete, ränkelte, drohte, bestach und schauspielte so geschickt, daß er selber schon am 21. Februar von 1598 vom Adel, Klerus und Volk Moskau's förmlich angefleht wurde, sich doch um Gotteswillen des verwais'ten Russlands anzunehmen, d. h. Zar zu werden. Godunow ergab sich, wie er sagte, „nur zögernd und nothgedrungen in den Willen Gottes", ergriff das Skepter und ließ sich im Kremlin mit großer Prachtentfaltung die Zarenkrone aufsetzen. Man muß ihm nachsagen, daß er gewissermaßen die Rolle Peters des Großen vorweggenommen habe, d. h. daß er Russland aus der Barbarei des Asiatenthums heraus- und in die europäische Civilisation hineinführen wollte.

Aber seine Versuche misslangen, theils, weil sie zu wenig um- und vorsichtig unternommen wurden, theils, weil Russland dazumal noch viel zu asiatisch war, um für europäische Kultur überhaupt schon empfänglich zu sein, theils endlich,

weil der Zar Boris im Hinblick auf den Ausgang des Zaréwitsch Dmitry der ungeheuren Mehrzahl seiner Unterthanen doch nur für einen Usurpator galt, Adel und Klerisei im Geheimen fortwährend gegen ihn wühlten, und sogar solche seiner Absichten und Strebungen, welche zweifellos löblich und ersprießlich waren, zu hemmen, zu hindern und zu durchkreuzen suchten und wußten. So z. B. die Bemühungen des Zaren, einem altherkömmlichen russischen Nationallaster, der Saufwuth, zu steuern oder wenigstens Zaum und Zügel anzulegen. In Bälde war die Unpopularität, ja Verhassttheit Godunows bei allen Ständen und in allen Schichten des Russenthums eine vollendete Thatsache.

Zur Vervollständigung dieser flüchtigen Zeichnung der Lage, in welcher Russland auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert sich befand, gehören noch zwei Züge: — Erstens die Stellung des russischen Staates gegenüber dem polnischen, d. h. die Hinweisung auf den altherkömmlichen, zur erbitterten Feindseligkeit längst verknöcherten Gegensatz zwischen Polen und Russen. Diese Gegensätzlichkeit mag ursprünglich in Stammes- oder gar in Rasseverschiedenheiten gewurzelt haben, war aber höchst bedeutsam verschärft worden durch den Umstand, daß die Russen der anatolisch-byzantinischen Orthodoxie anhingen, während dagegen die Polen orthodoxe römische Katholiken waren, fanatische sogar von der Zeit an, wo das schon halb für den Protestantismus gewonnene polnische Volk durch die Klugheit und Energie des Jesuitenordens wieder in den römischen Pferch zurückgetrieben worden. Dieser religiöse und konfessionelle Gegensatz von Polen und Russen war fraglos eine unumgängliche Voraussetzung der Möglichkeit einer Erscheinung, wie die des falschen Demetrius eine gewesen. Zweitens ist mit Betonung zu erwähnen, daß in Folge mehrjähriger Missernten mit dem Jahre 1601 in Russland ein allgemeiner Nothstand begann, welcher sich bis zum Jahre 1604 verlängerte und in vielen Gegenden des Reiches bis zur bitteren, bittersten Hungersnoth sich steigerte. Auch

dieses Unglück half das Auftreten und die Erfolge des Betrügers in bedeutendem Grade mitermöglichen.

Denn es ist ja wohlbekannt und durch hunderte von Zeugnissen der Geschichte bestätigt, daß solcherlei Leiden die Gemüther der Menschen und der Völker für das Außerordentliche stimmen, für den Glauben an das Unglaubliche empfänglich machen und auf das Wunderbare vorbereiten. Außerdem wussten es die Machenschaften der Feinde des Boris so einzurichten und dahinzubringen, daß die ganze Schwere der öffentlichen Drang- und Trübsale auf den Usurpator zurückfiel, als ob er der Verursächer der Hungersnoth und jeglichen anderen Uebels wäre. Man weiß ja, wie leicht es unter sothanen Verhältnissen ist, der Angst und dem Grolle der Volksmassen, welche nirgends und zu keiner Zeit logisch zu denken vermochten oder vermögen, einen Sündenbock zu bezeichnen. Die umsichtigen und eifrigen Bemühungen des Zaren, die schwere Noth zu heben oder wenigstens zu lindern, erwiesen sich demzufolge als eitel, den gegen ihn wachgerufenen und geschickt genährten Haß zu beschwichtigen. Er war einmal als Sündenbock stigmatisirt und blieb es.

In solcher Bedrängniß und Gährung befand sich Russland, als von Polen her eine wundersame Kunde nach Moskau gelangte.

2.

Wie der Schwindel anging, vorschritt und sein Ziel erreichte.

Wie lautete diese Kunde, welche wie ein Blitz in die schwüle Stimmung fiel, von der die russische Nation befangen war?

Sie lautete: Der Stamm Ruriks ist noch nicht erloschen. Der Zaréwitsch und rechtmäßige Nachfolger Iwans

des Schrecklichen, der junge Dmitry, welchen man irrthümlich todt und zu Uglitsch ermordet glaubte, ist noch am Leben. In der polnischen Provinz Lithauen von einem Woiwoden gastfreundlich aufgenommen, hat er den angesehensten Männern der Republik Polen, sowie dem Könige Sigismund dem Dritten selber sich zu erkennen gegeben und schickt jetzo sich an und verschreitet dazu, sein klares Recht auf den russischen Zarenthron als letzter rechtmäßiger Sproß des Hauses Rurik, als legitimer Sohn des vierten Iwan Wassiljewitsch, mit der Hilfe Polens geltend zu machen.

„Mit der Hilfe Polens." Schon dieser Beisatz hätte die Russen stutzig machen können und sollen. Aus Polen und mit Polens Hilfe kam der Prätendent, also aus dem Lande und mit der Unterstützung von Russlands Erbfeind. Aber wann und wo haben Menschendummheit, Volksaberglauben und Parteiwuth gezögert, auf einen kolossalen Lügenköder begierig anzubeißen? Nimmer und nirgends! Wann und wo haben sie angesichts eines frechen Schwindels verständige Erwägungen angestellt? Zu keiner Zeit und an keinem Ort!

Der wirkliche Sohn des „grausen" Zaren, der wahre Dmitry, war zweifellos ermordet, todt und begraben. Das hinderte aber nicht, daß die große Mehrzahl der Russen in einem nachgemachten Dmitry einen Helden, Helfer und Heiland sah und ihn geradezu vergötterte, für eine Weile nämlich, das heißt gerade so lange, als er Glück hatte.

Der historische Roman des falschen Demetrius, welchen man, wie im Schlußkapitel dieser Historie gezeigt werden soll, füglich einen Tendenzroman nennen darf, hat also angehoben.

Um die Mitte des Jahres 1603 stand im Schlosse zu Brahin in Lithauen ein junger Mensch als Bereiter oder Unterstallmeister im Dienste des polnischen Fürsten Adam Wisznewiecki. Eines Tages wurde der Bereiter krank, todtkrank, das heißt er stellte sich krank, todtkrank, und ließ den Hauskaplan des Fürsten, welcher Geistliche ein Jesuit

war — wohlgemerkt! — zu sich bitten, um diesem seine angeblich letzte Beichte abzulegen. Solchem Beichtvater nun anvertraute das Beichtkind, daß es der todtgeglaubte russische Zaréwitsch Dmitry wäre, und folglich der rechtmäßige Zar aller Reußen, dessen angestammten Thron ein grausamer Usurpator innehätte. Zur Bekräftigung dieser großen Neuigkeit erzählte — dem Berichte des Jesuitenpaters zufolge — der Scheinkranke eine höchst romantische Geschichte, allwie er durch einen deutschen Arzt den mörderischen Anschlägen des Boris entrissen und wie an seiner statt zu Uglitsch der Sohn eines leibeigenen Knechtes ermordet worden wäre — ein ganz dummes, schlecht ersonnenes und schlecht stilisirtes Märchen. Aber in solchen Fällen heißt es bekanntlich: „Je dümmer, desto schöner!“ Zur Beglaubigung seiner Fabel brachte, wie der Beichtvater erzählte, der Bereiter ein Siegel vor, welches Wappen und Namen des Zaréwitsch Dmitry zeigte, sowie ein kleines goldenes, angeblich mit Edelsteinen besetztes Kreuz, welches ihm, behauptete er, bei seiner Taufe sein Pathe, der Fürst Mstislawski, geschenkt hätte.

So die Aufstellung, so die Beweisstücke. Und daraufhin — es klingt ebenfalls märchenhaft — wurde der Stallknecht von seinem Brotherrn, dem Fürsten Adam Wisznieweicki, als wirklicher und wahrhafter Zaréwitsch Dmitry anerkannt — rasch auch von anderen, so von dem Bruder des lithauischen Magnaten, dem Fürsten Konstantin Wisznieweicki, und von dessen Schwiegervater, dem Woiwoden von Sendomir, Jurji Mniszek. Diese beiden Großbarone, beide als fanatische Anhänger der Gesellschaft Jesu bekannt, erklärten dem Könige Sigismund, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des verstorbenen russischen Zaren Feodor wäre wunderbarer Weise gerettet, aufgefunden und erkannt worden. Sigismund, von dem päpstlichen Nuntius an seinem Hofe, Monsignore Rangoni, gehörig bearbeitet, glaubte oder stellte sich an, als glaubte er an eine Sache, welche mehr und mehr die Gestalt einer von langer Hand her vorbereiteten und inscenirten Komödie annahm und dann auch ganz ungescheut als ein gegen Russland, gegen das anatolisch-

byzantinisch-rechtgläubige Russland gerichtetes jesuitisch-polnisches Intrikenspiel weiterspielte.

Der Stalldiener Wisznieiwiecki's wurde unter der Hand an den polnischen Königshof nach Krakau geladen. Dort ist er im folgenden Jahre (1604) im Palaste des Nuntius (oder im Jesuitenkollegium?) von der griechisch-katholischen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, was wohl auch nur eine Scene der ganzen Komödie war, insofern der nachgemachte Zaréwitsch höchst wahrscheinlich von Geburt ein Polak und demnach schon von Haus aus römisch-katholisch gewesen ist. Aber die feierliche Posse war durchaus im Sinne der Leiter des ganzen Stückes, das heißt der Jesuiten, nothwendig, um der Welt einen zum römischen Katholicismus bekehrten russischen Zaréwitsch vorschauspielen zu können. Bei seinem angeblichen Uebertritt in die römische Kirche, welcher übrigens vorläufig noch geheim gehalten werden sollte, mußte der junge Mann geloben, auch Russland zu dieser Kirche herüberzubringen, was ja schon seit längerer Zeit der heiße Wunsch der Gesellschaft Jesu und der Zweck von schon mancher offen oder versteckt gethanen Arbeit derselben gewesen. Das geleistete Gelöbniß war der Preis, um welchen die Jesuiten den kläglichen Waschlappen von Polenkönig, Sigismund den Dritten, vermochten, den erdichteten oder wenigstens zurechtgeschneiderten Dmitry förmlich als Zaréwitsch, als echten und legitimen Spößling von Iwan Wassiljewitsch anzuerkennen. In feierlicher Audienz ließ sich der „König" der „Republik" Polen — die Verkuppelung dieser beiden Worte kennzeichnet sprechend die polnische Anarchie — durch den päpstlichen Nuntius den Prätendenten vorstellen und richtete an denselben die Worte: „Gott behüte Dich, Demetrius, Fürst von Moskau! Deine Herkunft ist uns bekannt und durch achtungswerthe Zeugen bestätigt. Wir weisen Dir ein Jahrgehalt von 40,000 Gulden an, betrachten Dich als unseren Freund und Gast und ermächtigen Dich, von den Rathschlägen und Diensten unserer Unterthanen Gebrauch zu machen."

Der Sinn des Schlußsatzes war nichts weniger als

dunkel. Die „Republik“ Polen zwar befand sich dazumal im Frieden oder wenigstens in einem auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstand mit Russland; allein das hinderte den „König“ von Polen nicht, Russland sofort den Krieg zu machen, wenigstens mittelbar, indem er den angeblichen Zaréwitsch ermächtigte, „von den Rathschlägen und Diensten“ der polnischen Großen Gebrauch zu machen, d. h. mit Hilfe derselben einen Kriegszug gegen den Zaren Boris zu rüsten.

Bis dahin war diese politische Komödie großen Stils ganz vortrefflich gegangen. Die feinen und frommen Herren von der Gesellschaft Jesu waren eben sehr geschickte Insceneſetzer und Marionettenlenker. Sie hatten das auch in der Auswahl des „Helden“ ihres Stückes bewiesen, indem sie unter der Hand zu verbreiten verstanden, der wiedergefundene Zarensohn hätte alle die körperlichen Merkmale an sich, welche, behaupteten sie, an demselben in seiner Kindheit zu Uglitsch wahrgenommen worden wären. So das Merkmal, daß sein rechter Arm etwas länger als der linke; weiter, daß er eine Warze auf der Stirn und eine zweite unter dem rechten Auge habe. Auch sei er von mittlerem Wuchse wie sein Vater Iwan und sehr braun von Gesichtsfarbe wie seine Mutter Marfa. Im übrigen war unser Abenteurer nach den übereinstimmenden Zeugnissen solcher, die ihn oft gesehen haben, keineswegs ein Adonis, sondern im Gegentheil ein hässlicher Bursche, dessen impertinent blondes Haar, blassblaue Augen, breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, dicke Knollnase und wurstlippiger Mund von beträchtlichem Umfang durchaus keine verführerische Physionomie ausmachten. Dem Anschein nach zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt, war der junge Mann breitschultrig, kräftig, behend und ein vortrefflicher Reiter, ein so vortrefflicher, daß die Sage, er wäre unter den Kosaken am Don aufgewachsen, vielleicht nicht grundlos sein mag. Seine geistige Kultur war der Meinung polnischer und russischer Edelleute von damals zufolge nicht gering. Denn er verstand rasch und hübsch zu schreiben, sprach polnisch und

russisch — die letztgenannte Sprache freilich mit polnischem Akcent und häufiger Einmischung polnischer Worte — und kannte sogar etliche Brocken vom Küchenlatein. Die Geschichte Russlands hatte er augenscheinlich sehr eifrig studirt. Er kannte sie genau und war namentlich in der Genealogie der russischen Aristokratie gut bewandert. Seine Rolle als geborener Prinz spielte er meisterlich, indem er sich unter den polnischen Magnaten so sicher und gewandt bewegte, als wäre er sein Lebtag nie in anderer Gesellschaft gewesen. Kurz, bislang machte das Werkzeug der Jesuiten seinen Schöpfern oder wenigstens Ausbildnern alle Ehre.

Es wurde nun unverweilt zur Ausführung des wohlangelegten Plans geschritten, welcher begründet war auf die sklavische, oder, besser gesagt, geradezu hündische Anhänglichkeit der russischen Volksmassen an das Haus Rurik und ihre Unzufriedenheit mit dem Regimente des Boris.

Dieser hatte die erste Botschaft vom Auftreten des nachgemachten Zaréwitsch in Lithauen und am polnischen Königshofe leicht genommen. Allein spätere und genauere Nachrichten hatten ihm hinsichtlich des Ernstes der Sache keinen Zweifel mehr gelassen. Er beschloß, den Weitergang der polnischen Kabale — als welche ja ihm, der nur allzu gut wußte, daß der wahre Dmitry todt und wie derselbe gestorben, der ganze Schwindel sofort erscheinen mußte — dadurch zu hemmen, daß er den Russen zu wissen that, der falsche Dmitry wäre eigentlich ein verlaufener Mönch, der als Söffer und Wüstling weithin verrufene Grischka (Gregor) Otrepiew. Diese Erklärung ließ der Zar durch eine Gesandtschaft dem König von Polen überbringen, mit dem Beisatze, daß der besagte lüderliche Mönch, welcher im Kloster zu Tschudow die Tonsur erhalten, im Jahre 1603 aus Russland nach Lithauen entwichen wäre. Dann ließ Boris durch seine Gesandten die Auslieferung des frechen Betrügers fordern. Allein die Minister Sigismunds, zweifelsohne mit im Komplott, wussten der angebrachten und wiederholten Auslieferungsforderung allerhand Ausflüchte entgegenzustellen, und so konnte das Spiel seinen Fortgang nehmen. Um so

leichter und rascher, als die zarische Kundgebung inbetreff des Grischka Otrepiew in Russland keinen Glauben fand.

Begleitet und geleitet von zwei Jesuitenpatres begab sich der nachgemachte Zaréwitsch von Krakau nach Galizien, allwo sich auf den Gütern des Woiwoden Mniszek bereits abenteuerlustige Scharen polnischer Edelleute, natürlich so ziemlich lauter Sprösslinge der ungeheuer großen Familie Derer von Habe- und Taugenichts, zu einem kriegerischen Zuge gegen Moskau zu sammeln angefangen hatten. Mit dem Staatsgeschäfte, das man in majorem dei gloriam begonnen hatte, wusste man nun auch noch ein Familiengeschäft zu verbinden, mit dem utile das dulce. Nämlich Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, hatte eine sehr schöne Tochter, die Panna Marina, und neben diesem sehr schönen Besitz hatte er auch den sehr hässlichen einer kolossalen Schuldenlast, wie das eben bei den polnischen Magnaten damaliger Zeit zum adeligen Stil und Ton gehörte. Aus dieser Voraussetzung ergab sich, wie die Sachen lagen, unschwer die logische Schlußfolgerung, daß am 25. Mai von 1604 der angebliche Sohn Iwans des Schrecklichen einen Vertrag unterzeichnete und beschwor, kraft dessen er sich verpflichtete, nach seiner mit dem Beistande von Mniszek und dessen Freunden zu erlangenden Inthronisirung auf dem russischen Zarenthron 1) Russland in den Schoß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurückzubringen, 2) die schöne Marina Mniszek zu seiner zarischen Gemahlin zu erheben, 3) mit russischem Gelde die polnischen Schulden des lieben Herrn Schwiegervaters in spe zu bezahlen, 4) die russischen Fürstenthümer Groß-Nowgorod und Pskow seiner geliebten Gemahlin in spe als erb- und eigenthümliche Besitzthümer zu überliefern, 5) dem künftigen Herrn Schwiegerpapa die Fürstenthümer Smolensk und Sewerien als erbliche Lehen zu verleihen, 6) etliche noch näher zu bezeichnende russische Landschaften an die Republik Polen abzutreten.

Daraus ist zu ersehen, daß man mit dem Felle des zu erlegenden russischen Bären sehr freigebig umging. Man traf aber auch zur Jagd auf denselben ernstliche Anstalten,

deren Kosten zuvörderst die Firma Mniszek, Wisznieiwiecki und Kompagnie aufzubringen hatte. Das ganze Geschäft war eine Art von Aktienschwindelunternehmen im Stile jener Zeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts thun sich „Konsortien“ zur Aufschwindelung von breit- und schmalspurigen Eisenbahnen oder von nationalen und internationalen Banken zusammen; damals, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schwindelten Jesuiten und polnische Magnaten, welche letztere mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatten, mitsammen in Eroberungen von Land und Leuten. Es hat eben jede Zeit ihre eigene Manier, zu schwindeln, aber dem Wesen nach bleibt die menschliche Schwindelei allzeit dieselbe und wird es bleiben, so lange es Schwindler und Beschwindelte gibt, also bis an das Ende der Tage. Zweifelhaft ist nur, ob der letzte Mensch der letzte Betrüger oder aber der letzte Betrogene sein werde, und vielleicht hilft man sich aus diesem Dilemma am anständigsten heraus, indem man sagt, der letzte Mensch werde der letzte betrogene Betrüger sein.

Wo immer zur Zeit, von welcher hier gehandelt wird, in den Gränzbezirken zwischen Polen und Russland etwas los war, da strömten sofort ganze Scharen von Krapülenskis und Waschlappskis, will hier sagen von Habe- und Taugenichtsen, Vagabunden und Räubern zuhauf, um mitzuthun. Die Werber, welche der Prätendent und seine Helfershelfer in die Gegend von Kiew, in die Ukraine, zu den saporogischen und don'schen Kosaken entsandten, hatten demnach leichtes Spiel.

So vermochte sich denn der nachgemachte Zaréwitsch schon am 15. August 1604 an der Spitze von 1500 Mann regelmäßiger polnischer Truppen, d. h. polnischer Schlachtschitzen (Edelleute oder auch Freibauern, Mitglieder der Schlachta, des niederen Adels in dessen ganzem Umfange), welche zu Pferde dienten und von Magnaten befehligt wurden, gegen die Ufer des Dnepr in Bewegung zu setzen, um den Krieg nach Russland zu tragen, während doch die Republik Polen und ihr König mit dem Zaren-

reiche in Frieden zu sein und zu bleiben behaupteten. In der Nähe von Kiew vereinigten sich andere Banden mit ihm, insbesondere tausende von Kosaken, die der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew, welcher uns bei dieser Gelegenheit ganz bestimmt und deutlich als einer der Spießgesellen, Treiber und Werber des falschen Demetrius vorgeführt wird, angeworben, gesammelt und in Bewegung gesetzt hatte. Das kleine Heer, womit der Prätendent am 23. Oktober oberhalb Kiews über den Dnepr ging, um acht Tage später bei Morawsk das russische Gebiet zu betreten, mochte etwa 15,000 Streiter und Mitläufer zählen. Den Kern bildeten die polnischen „Hussaren“, nicht zu verwechseln mit der späteren ursprünglich ungarischen leichten Reiterart der Husaren; denn jene polnischen Reiter waren recht eigentlich „schwer“, ganz so wie die deutschen „Kyrisser“ zu Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie ritten auf schweren Schlachthengsten, hatten Stahlhelme und Eisenpanzer, führten als Hauptwaffe die Lanze und trugen als eigenthümlichen Schmuck zwei Adler- oder Geierflügel, welche mittels silberner Haften auf ihren Schultern befestigt waren. Beim Betreten Russlands ließ der Prätendent ein Manifest ausgehen, worin er dem russischen Volke kundgab, daß er käme, um als der rechtmäßige, wunderbar gerettete Sohn Iwans sein Thronrecht gegen den Usurpator Boris geltend zu machen. Auch Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, erließ ein Proklam, worin er erklärte, daß die polnischen Pane in diesem Dmitry den echten Zaréwitsch erkannt und darum beschlossen hätten, selbigem zur Besitznahme seines väterlichen Thrones zu verhelfen.

Das abenteuerliche Unternehmen des Schwindlers und seiner Mitschwindler in den Einzelnheiten der militärischen Handlungen zu verfolgen, ist an diesem Orte unthunlich und auch überflüssig. Es genügt ja, zu sagen, daß der Abenteurer binnen wenigen Monaten einen vollständigen Erfolg erzielte, obzwar er nach einem kriegerischen Unfall, welchen er auf seinem Zuge nach Russland hinein erlitt, einmal schon zur Rückflucht nach Polen sich anschickte. Diese

Rückflucht verhinderten aber Russen, welche sich ihm, nachdem er den russischen Boden betreten, sofort angeschlossen hatten. Sie erklärten ihm, falls er feige genug wäre, sein Unternehmen aufzugeben und sie im Stiche zu lassen, so würden sie ihn am Kragen nehmen, um ihn entweder dem Boris auszuliefern oder aber ihn kurzweg todtzuschlagen. So musste der Schwindler wohl oder übel beharren und ausharren und bald darauf wurde ihm ein Triumph zutheil, welcher ebenso leicht errungen als glänzend war.

Denn ganz Russland schien ja von der Tarantel gestochen, schien vom Veitstanz ergriffen zu sein. Ein seltsamer, ein epidemischer Rausch war auf die gesammte Bevölkerung gefallen. Die plumpe Lüge vom Wiedererstandensein des Sohnes Iwans des Schrecklichen und von seinem Herankommen übte eine geradezu magische Wirkung. Massen von Bauern, eine Menge von Bojaren und Edelleuten schlossen sich dem Prätendenten auf seinem Zuge gen Moskau an; scharenweise liefen die Soldaten des Boris zu ihm über, und eine Stadt nach der andern öffnete ihm ihre Thore. In der Hauptstadt verließen die Ratten nach Rattenart das gefährdete Schiff, d. h. im Kremlin ward es mehr und mehr leer und öde um den Zaren Boris her. Das Verhängniß lag bleischwer auf den Schultern des Mannes. Er vermochte nicht aufzukommen wider die Last, sondern brach darunter zusammen. Am Morgen vom 13. April 1605 hielt er noch einen Rathschlag mit den obersten Staatswürdenträgern; am Abend desselben Tages war er todt. Ob er Gift genommen, ob ein Schlagfluß ihn weggerafft, ist unbestimmt und unbestimmbar. Doch ist der Schlagfluß wahrscheinlicher als das Gift. Im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert konnte ja bekanntlich kein mächtiger oder auch nur vorragender Mann eines jähen Todes sterben, ohne daß er dem Glauben der Leute nach vergiftet worden sein oder sich selbst vergiftet haben musste. Es ist das für die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände der „guten alten frommen Zeit“ gewiß sehr kennzeichnend.

Auf die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände

der russischen Gesellschaft zur Zeit des falschen Demetrius wirft ein erschreckend kennzeichnendes Streiflicht, was unmittelbar nach dem Tode von Boris in Moskau geschah. Obgleich nämlich die ganze Bewohnerschaft der Hauptstadt im Herzen willig und schon bereit war, dem herankommenden Schwindler zuzufallen und zuzujubeln, huldigten alle Moskauer, alle, vom Erzbischof-Patriarchen an bis zum letzten Kleinbürger, willig der Witwe des Boris, der Zarin Maria, ihrem sechszehnjährigen Sohne Feodor, sowie ihrer Tochter Xenia, und die Huldigenden alle verpflichteten sich mittels furchtbarer Eidschwüre, mit unverbrüchlicher Treue an der Zarin-Witwe und ihren Kindern unentweglich festzuhalten. So that auch der Bojar Peter Basmanow, welcher als der fähigste der russischen Generale an der Spitze eines neuausgerüsteten Heeres dem Prätendenten entgegengeschickt wurde.

Schon am 7. Mai jedoch erklärte sich derselbe Basmanow, welcher gar wohl wußte, wie es mit der Zarensohnschaft des angeblichen Dmitry bestellt wäre, und welcher dieses sein Wissen gegenüber dem ehrlichen Konrad Bussow, unserem Hauptgewährsmann, ohne Umstände verlautbart hatte — ja, derselbe Basmanow erklärte sich für den Betrüger und mit ihm das ganze Heer.

Das gab den Ausschlag. Boten, welche Dmitry nach der Hauptstadt sandte, um dieselbe zur Unterwerfung und Huldigung für ihn, als den rechtmäßigen Zaren, aufzufordern, wurden mit Jubel empfangen. Die Spitzen von Adel, Klerus und Bürgerschaft traten zusammen, anerkannten den Dmitry als den echten Zaréwitsch und als den rechten Zaren und sandten ihm eine Abordnung von Bojaren nach Tula entgegen, um ihn einzuladen, in seine „getreue“ Hauptstadt einzuziehen. Er erklärte gnädig, bald kommen zu wollen. Bevor er aber kam, sandte er Befehle, die Zarin-Witwe Maria und ihren Sohn Feodor zu erdrosseln, was dann am 10. Juni geschah. Der Tochter des Boris, der jungen Xenia, war noch Schlimmeres bestimmt als der Tod. Dmitry, der Mörder ihrer Mutter

und ihres Bruders, zwang sie, seine Kebse zu werden. Weiter hat man von ihr nichts mehr vernommen.

Am 20. Juni von 1605 hielt Zar Dmitry, wie er jetzo sich nannte und nennen ließ, seinen Triumphalpompeinzug in Moskau unter Voranritt der polnischen Hussaren, welche in Gliedern von 20 Mann hoch einherzogen, mit eingelegten Lanzen und unter dem Getön ihrer Trompeten und Kesselpauken. Dann schritt die Klerisei in Procession mit Fahnen und Heiligenbildern vor dem Zaren einher, welchen Bojaren in höchster Gala umgaben. Von der Pracht seiner Erscheinung kann eine Vorstellung schon der Umstand geben, daß er einen Halskragen im Werthe von 150,000 Dukaten trug. Das Volk jubelte dem Götzen des Tages zu: „Hoch unser Väterchen! Gott segne und erhalte dich! Wir waren im Finstern. Jetzt aber mit dir ist die rothe Sonne (krasnoe zolnza) Russlands wieder über uns aufgegangen."

Neun Tage später ist Dmitry in der Marienkirche zu Moskau feierlich-prunkhaft zum Zaren aller Reußen gekrönt worden.

Es fehlte aber noch das Tüpfelchen auf dem i dieser zarischen Herrlichkeit. Das war die Anerkennung des neuen Zaren durch die noch lebende Mutter des wirklichen Dmitry. Damit, d. h. mit der Erlangung dieser Anerkennung, sollte allen etwaigen Zweifeln ein Ende bereitet werden. Die zwei ersten Bojaren des Reiches, der Fürst Feodor Mstislawski und der Fürst Wassily Schuisky, wurden in das Kloster im Norden entsendet, wo Marfa Nagoy, die Witwe und letzte Frau Iwans des Schrecklichen, lebte, um sie nach Moskau zu holen. Sie kam und wurde von Dmitry mit der ganzen Ehrfurcht und Zärtlichkeit eines Sohnes empfangen. Was die Beiden mitsammen gesprochen haben, weiß man nicht; das aber weiß man, daß Beide vortrefflich schauspielten. Marfa hat zwar nie förmlich ausgesprochen, daß der falsche Zar ihr Sohn wäre. Wie konnte sie das auch, sie, welche den wirklichen Dmitry todt in ihren Armen gehalten hatte? Aber sie fand die Rolle der Zarin-

Mutter mehr nach ihrem Geschmack als das Klosterleben und lebte demzufolge mit ihrem angeblichen Sohn im besten Einverständniß. Will man die Gefühle zergliedert sehen, welche die Witwe des „grausen“ Zaren bestimmten, die ihr angebotene Rolle und Stellung anzunehmen, so lese man im Demetrius-Fragment Schillers die herrliche Scene zwischen Marfa und dem Erzbischof Hiob — eine Scene, wie sie eben nur Schiller schaffen konnte.

3.

Wie die Komödie zur Tragödie und der Schwindel zum Krach umschlug.

Nun galt es aber, des Vertrages vom 25. Mai des vorhergegangenen Jahres sich zu erinnern. Oder vielmehr, die polnischen Herren, welche mit ihren kriegerischen Gefolgschaften zugleich mit Dmitry in die russische Hauptstadt eingezogen waren und daselbst Standquartiere bezogen hatten, zögerten gar nicht lange, den Pseudozaren an seine schweren, in Polen eingegangenen Verbindlichkeiten zu mahnen. Er konnte sich von der Erfüllung derselben nicht lossagen und wagte nicht einmal den Versuch einer Lossagung. Hieraus ergab sich aber mit Nothwendigkeit, daß seine Stellung vom ersten Augenblick seiner gelungenen Usurpation an eine ganz schiefe und unhaltbare und der Zarenthronsitz für ihn ein sehr unbequemer und ungemüthlicher war. Der Schwindler befand sich ja, so zu sagen, zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite seine polnischen Helfershelfer, welche in Moskau geradezu die Herren spielten, durch ihren Hoch- und Uebermuth das Russenthum kränkten und herausforderten und die Stadt mit dem Geräusche ihrer Ausschweifungen erfüllten und ärgerten. Auf der andern Seite die russischen Großen, welche in dem Prätendenten zunächst

nur einen Hebel zum Sturze des verhassten Boris gesehen hatten, jetzt aber erfahren mussten, daß der neue Usurpator auf ihre nationalen Gefühle und Anschauungen, auf ihre stupiden Vorurtheile, auf ihren echtbarbarischen Haß gegen alles Fremde und auf ihre wildselbstsüchtige Abneigung gegen alle und jede Neuerung noch weit weniger Rücksicht nahm, als Boris gethan hatte, ja daß der Eindringling geradeaus so schaltete und waltete, als wäre er eigens hergekommen, um alles Russische zu verhöhnen und auszutilgen, als wäre er nicht so fast ein Zar des rechtgläubigen, heiligen Russlands, als vielmehr der Statthalter des Polenkönigs im Reußenland und das bereitwillige Werkzeug der Jesuiten, um die orthodoxe russische Nationalkirche zu vernichten und an die Stelle derselben das zu setzen, was alle Russen den ketzerischen Gräuel Roms nannten und als eine Todsünde verabscheuten.

Bei alledem und bei der gänzlichen Abwesenheit von Ehre und Treue unter den russischen Magnaten ist es ganz in der Ordnung gewesen, daß sich in den Kreisen dieser Aristokratie schon wenige Monate nach Dmitry's Krönung ein Komplott anspann, welches die Entthronung und selbstverständliche Ermordung des Eindringlings zum Zwecke hatte. An der Spitze dieser Verschwörung stand das Haupt des Hauses Schuisky, der Fürst Wassily, welcher selber nach der Zarenkrone gierte und strebte. Allein das Komplott wurde verrathen und durch Dmitry mit Hilfe der noch immer scharenweise und wohlgerüstet in Moskau anwesenden Polen unschwer vereitelt und niedergeschlagen. Den Fürsten Wassily Schuisky ließ der Pseudozar zum Tode verurtheilen, aber unkluger und leichtsinniger Weise begnadigte er den Verurtheilten auf dem Schaffot und angesichts von Block und Beil; ja, er rief den Verschwörer nach kurzer Verbannung an den Hof zurück und setzte ihn wieder in alle seine Ehren und Würden ein, welche thörichte Großmuth der Begnadigte, wie er nun einmal war, natürlich damit vergalt, daß er vorsichtiger als früher seine Minirarbeit weiterführte.

Die Leichtigkeit, womit diese Gefahr beschworen worden, mußte den glück- und machtberauschten Dmitry in seiner leichtsinnigen und leichtfertigen Art, die Sachen zu nehmen und zu führen, noch bestärken. Er stand demzufolge nicht an, große Summen dem russischen Staatsschatze zu entnehmen und nach Polen zu schicken, auf daß damit die Schulden der Mniszek und Wiszniewiecki bezahlt würden. Auch die Herholung seiner Verlobten, der schönen Panna Marina Mniszek, welche mit unerhörtem Prunk umgeben wurde, verursachte schweren Aufwand. Am 1. Mai von 1606 zog die Zarenbraut in Moskau ein, in polnischer Staatstracht, in einer mit rothem Atlas ausgeschlagenen, mit perlengestickten Sammetkissen gepolsterten und von 12 Tigerschecken gezogenen Karrosse, begleitet von einem ganzen Schwarm polnischer Herren und Damen und gefolgt von mehreren Tausenden reichgerüsteter Hussaren.

Acht Tage später wurde die Hochzeit im Kremlin gefeiert, für die Russen kein Freudenfest, sondern nur ein neues und großes Aergerniß. Denn niemals noch hatte ein Reußenzar, statt unter den Töchtern des Landes zu wählen, mit einer Fremden sich vermählt, wie Dmitry that — und vollends gar mit einer Fremdgläubigen, mit einer Ungläubigen, die, weil eine römische Ketzerin, eigentlich noch schlimmer war denn eine Heidin. Mit der Vermählung des Zaren sollte aber auch — so wollte es der polnische Stolz — die Krönung der Zarin verbunden werden, eine Ehre, welche bislang noch keiner Zarin widerfahren war und welche, noch dazu einer Fremden und Heidin angethan, Stockrussen schlankweg als eine ruchlose Gotteslästerung erschien.

Bei Gelegenheit dieser Haupt- und Staatsaktion gab es eine komische Episode und schüttelte der Narr, welcher in der sogenannten Weltgeschichte herumspringt, lustig seine Schellenkappe. Denn die Frage, wie Marina an ihrem Vermählungs- und Krönungstage angezogen sein sollte, wurde zu einer förmlichen Staatsfrage aufgebauscht, welche im Reichsrath zur Erörterung kam. Die schöne Polin

wollte in ihrer gewohnten polnischen oder vielmehr französischen Modetracht zur Kirche gehen. Aber davor schlugen die Russen ein Kreuz und verlangten, daß Marina schlechterdings in russischer Nationaltracht vermählt und gekrönt werden müßte, also mit unter dem „Kakoschnik“ verborgenem Hauptthaar, wie verheiratete Frauen denselben trugen, in einem weiten, oberhalb des Busens gegürteten Rock und in großen Stiefeln mit eisenbeschlagenen Absätzen. Die Braut entsetzte sich vor diesem ihr zugemutheten An- und Aufzug, aber sie mußte sich fügen; denn die Herren Bojaren verstanden in dieser Kleiderfrage keinen Spaß und wiesen alle von Dmitry und Marina zu Gunsten eines kleidsameren Anzugs vorgebrachten Argumente zurück.

Nachdem diese wichtige Frage also erledigt worden, ging die Doppelceremonie am 8. Mai in der Kathedralkirche von Moskau pomphaft in Scene. Dieser Tag bezeichnete den Höhepunkt, so recht die Peripetie der verwegenen Komödie und zugleich den Wendepunkt zur tragischen Katastrophe.

Beschleunigt wurde dieselbe durch den mehr und mehr sich steigernden Uebermuth der Polen, von welchen der Zarenhof wimmelte. Ihre Frivolität hielt es gar nicht der Mühe werth, der Verachtung, welche sie für die Russen und alles Russische hegten, Zaum und Zügel anzulegen. Sie verhehlten auch nicht, nein, sie bramarbaseten laut, daß der Zar Dmitry eigentlich ein Zar von ihrer Mache wäre, verpflichtet und willig, demnächst diese und jene russische Provinz an Polen abzutreten. Das mußte die Russen wüthend machen und den im Dunkeln und Stillen emsig weitergesponnenen Ränken der Schuisky und ihrer Freunde sehr zu gut kommen. Rechnet man dazu die Unklugheit des Pseudozaren, welcher ernstlich Anstalt machte, an und in den Pfaffensack zu greifen, d. h. den reichen Grundbesitz der russischen Kirche einzuziehen, um die Erträgnisse desselben auf die Bildung eines zahlreichen und tüchtigen Söldnerheeres verwenden zu können, und rechnet man weiter dazu noch das siegesgewisse Auftreten der mit

den Polen gekommenen Jesuiten in der Hauptstadt Russlands, so wird man es nicht verwunderlich finden, daß die Macht und Pracht des falschen Dmitry ein rasches Ende nahm, ein Ende mit Schrecken, und der Schwindel, wie billig, mit einem schrecklichen Krach zerbarst.

Schon neun Tage nach dem Vermählungs- und Krönungsfest trat diese Verkrachung ein, während die Reihenfolge rauschender Vergnügungen im Kremlin noch im vollen Zuge war. Da tanzte man wirklich „auf einem Vulkan". Der verblendete Pseudozar und seine gleichverblendete Umgebung, sie wurden vollständig überrascht durch den Losbruch des Orkans, welcher am 17. Mai über sie hereinstürzte — in Gestalt eines allgemeinen und darum unwiderstehlichen, von dem Fürsten Wassily Schuisky und dem Bojaren Tatischtschew geleiteten Aufstands des gesammten moskauischen Moskowiterthums.

Von einem erfolgreichen Widerstande konnte dem bis zur Raserei erhitzten Zorn eines ganzen Volkes gegenüber gar keine Rede sein. Aber es ist nur gerecht, zu sagen, daß der Schwindler von falschem Dmitry wenigstens am Ende seiner Laufbahn einigermaßen zur Höhe eines Helden emporwuchs. Obzwar durch den plötzlichen Ansturm der Empörer vollständig überrascht, raffte er sich doch energisch zusammen und stemmte sich, den Säbel in der Faust, an der Spitze der wenigen treulich zu ihm Haltenden, dem wüthend in den Kremlin einbrechenden und alles vor sich niederwerfenden Volksstrom entgegen. Ein eitel und vergeblich Wagen und Ringen! Der General Basmanow, seinen an Boris begangenen Verrath mittels seiner dem Dmitry bis zuletzt bewahrten Treue sühnend, fällt an der Seite des Zaren, und nun wirft sich dieser aus einem Fenster, bricht bei dem Sturz ein Bein, wird drunten von einem Volkshaufen aufgefangen, erkannt, verhöhnt, misshandelt, von einem Edelmann angeschrieen: „Hund von einem Bastard, sag' uns, wer du bist und von wem du stammst!" und endlich von dem Kaufmann Walujew mit den Worten: „Seht, wie ich diesem ketzerischen Hund von

polnischem Gaukler die Absolution gebe!" durch's Herz geschossen.

Dann schleppte der Pöbel den Todten durch die Straßen, alle seine kanibalische Rohheit an dem Leichnam auslassend, wobei sich die Weiber durch gräuliche Schamlosigkeit hervorthaten.

Die Zarin Marina wurde vor dem ersten Ausbruch des Volksgrimms nur dadurch bewahrt, daß sie sich unter dem ungeheuren Reifrock ihrer Oberhofmeisterin, einer resoluten alten Dame, versteckte. Dann wurde sie zwar mit allen ihren polnischen Damen gefangen und wurden die Armen vonseiten der siegreichen Rebellen mit unbeschreiblichen Beschimpfungen in Worten und Werken überhäuft, doch kamen sie mit dem Leben davon. Marina's Vater, der Woiwode Mniszek, und alle in Moskau befindlichen Polen scharten sich zusammen und leisteten tapferen Widerstand. Viele von ihnen wurden erschlagen, die übrigen schließlich gefangen. Etwas später jedoch entließ man die Gefangenen, darunter auch Marina, in ihre Heimat.

Eine Nachricht will, unmittelbar nach der Ermordung Dmitry's hätten die Empörer an die Zarin-Witwe Marfa die Frage gethan, ob der Ermordete ihr Sohn wäre. Worauf Marfa: „Das hättet ihr mich fragen sollen, als er noch lebte. Jetzt ist er es nicht mehr."

Gerade hier also mag die Frage platzberechtigt sein: Wer war denn der falsche Demetrius eigentlich? Man weiß es nicht. Denn bis zur Stunde ist es der Geschichtewissenschaft noch nicht gelungen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diese Frage mit Bestimmtheit oder auch nur mit einiger Sicherheit beantworten zu können. Auch die fünfbändige, im Jahre 1837 durch Ustrialow in Petersburg veröffentlichte „Sammlung von zeitgenössischen Berichten über den falschen Dmitry" hat hieran im Grund wenig geändert und gebessert[1]). In der amtlichen Welt Russlands

---

1) In dieser Denkschriftensammlung befinden sich auch zwei von Deutschen herrührende: „Die Chronik von Moskau" von Martin Bär

gilt die, wie wir sahen, zuerst durch Boris Godunow aufgestellte Behauptung, der falsche Dmitry wäre ein entlaufener russischer Mönch gewesen und hätte eigentlich Grischka Otrepiew geheißen, noch jetzt. Darum ist es in der orthodoxen russischen Kirche noch heute Brauch, alljährlich an einem bestimmten Tage über diesen Grischka Otrepiew als über den falschen Dmitry eine feierliche Verfluchung zu sprechen. Das beweis't aber gar nichts, beweis't gerade so wenig wie der Umstand, daß der russische Dichter Puschkin in seinem Trauerspiel „Boris Godunow" die herkömmliche Legende an- und aufnahm. Ein stichhaltiger Beweis für die Dieselbigkeit des Grischka und des Dmitry ist nie beigebracht worden. Im Gegentheil, gerade die älteste und unverdächtigste Quelle, die handschriftlichen Denkwürdigkeiten des Konrad Bussow, sie meldet ausdrücklich und bestimmt, daß der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew nur einer der Handlanger des falschen Dmitry gewesen sei, und benamset diesen Handlanger nicht gerade schmeichelhaft, aber doch auszeichnend als „des Teufels Instrument". Auch der Franzos Jacques Margeret, welcher im Jahre 1601 nach Russland gekommen und zuerst in den Diensten von Boris, dann in denen Dmitry's gewesen ist, 1606 nach Frankreich zurückkehrte und 1607 in Paris sein Buch „Estat de l'empire de Russie" drucken ließ, berichtet als Augenzeuge, daß Grischka Otrepiew ein Helfershelfer des Pseudozaren gewesen und von diesem, welchem der wüste Trunken-

---

und die „Denkwürdigkeiten" von Georg Peyerle. Martin Bär hat zur Zeit des falschen Demetrius als lutherischer Pastor in Moskau gelebt. Es stellte sich aber heraus, daß die bär'sche Chronik größtentheils nur die Abschrift der Aufzeichnungen eines andern Deutschen ist, des Konrad Bussow, welcher ebenfalls zur Zeit der Dmitry-Episode zu Moskau und Kaluga sich aufgehalten hat. Hanns Georg Peyerle war ein augsburger Kaufmann, welcher zur gleichen Zeit von geschäftswegen in Russland sich befand. Für eine Quelle zweiten Ranges kann gelten das bald nach den bezüglichen Ereignissen, 1620, in Leipzig erschienene Buch: „Historien und Berichte von dem Großfürstenthum Muschkow", publicirt durch Petrum Petrejum von Erlesunda.

bold und Aergernißgeber lästig geworden, aus Moskau nach Jaroslaw verbannt worden sei.

Der russische Geschichtschreiber Karamsin hatte in seinem großen Werke der gäng und gäben Legende von der Identität des Grischka und des Dmitry sich bequemt. Dann aber sind ihm Zweifel aufgestoßen und er schickte sich an, die Sache einer neuen und genaueren Untersuchung zu unterziehen. Der Zar Alexander der Erste untersagte das jedoch ausdrücklich dem Historiker. Alexander nämlich stand dazumal in der Blüthe seiner Vorliebe für Polen und wollte daher nicht, daß die Polen mittels Wiederaufrührung der alten Stänkerei unangenehm berührt würden.

Wenn es nun wahrscheinlich für immer verborgen bleiben wird, wer der Betrüger und Schwindler eigentlich gewesen, so steht dagegen sein Betrüger- und Schwindlerthum fest. Aber war er ein Betrüger aus eigenem Antrieb? Oder ein künstlich zubereiteter, sorgfältig dressirter? Auch das ist ein zur Stunde noch ungelös'tes Problem. So ich alles zusammenhalte, was die echten Quellen und ältesten Zeugnisse ergeben, bin ich geneigt, zu glauben, der Abenteurer, welcher die Rolle des falschen Demetrius spielte, müßte ein geborener Pole gewesen sein. Die polnische Sprache war ihm notorisch geläufiger als die russische; auch zog er polnisches Wesen, die polnische Art, das Leben zu fassen und zu führen, der russischen entschieden vor. Viele von den polnischen Edelleuten, welche sein Unternehmen unterstützten, sprachen es ganz offen aus, daß sie ihn für einen Bankert des verstorbenen Königs von Polen, Stephan Bathory, hielten. Ein von mir gemachter Versuch, diese Spur weiter zu verfolgen, ist jedoch resultatlos geblieben.

Aber war die Rolle, welche der Schwindler spielte, eine spontane, eine von ihm selbst ausgeheckte, oder war es eine ihm von anderer Hand überbundene, eine angelernte? Wenn ich recht erwäge, lassen sich die beiden Seiten der Frage etwa so mitsammen vermitteln, daß wir annehmen, der junge Mann sei von sich aus auf die abenteuerliche

Idee verfallen, als der ermordete Zaréwitsch Dmitry sich aufzuspielen, sofort aber auch von den Jesuiten, welche dazumal am Hofe Sigismunds allmächtig waren, als ein vortreffliches Werkzeug für ihre Pläne erkannt und als solches gehandhabt worden, d. h. als ein Werkzeug zur Inswerksetzung des großen jesuitischen Plans, das russische Zarenthum und folglich Russland vom griechisch-anatolischen Glaubensbekenntniß zum römisch-katholischen herüberzubringen. Freilich muß ich beifügen: schon das erste Auftreten des falschen Dmitry in Lithauen war von so verdächtigen Umständen begleitet gewesen, daß man in der vorhin geäußerten Ansicht doch wieder wankend und zu dem Glauben getrieben wird, der Betrüger habe von Anfang an nicht aus eigenem, sondern aus fremdem Antriebe geredet und gehandelt. Eine vollständige Klarstellung des geschichtlichen Problems vom falschen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist wohl erst dann eine Möglichkeit, wann einmal das Geheimarchiv der Gesellschaft Jesu der historischen Forschung zugänglich sein wird. Dort ist die endgiltige Lösung der Frage zu suchen [1]).

Mit dem Trauerspiel vom 17. Mai 1606 war übrigens nur die Laufbahn des ersten falschen Dmitry zu Ende, nicht das Stück selber. Man weiß ja, daß, so in der un-

1) Diese Ansicht scheint freilich durch das Buch des Jesuitenpaters Pierling „Rome et Demetrius“ (Paris 1878), das mir leider erst nach der Niederschreibung und Drucklegung meines Essay's zur Hand kam, hinfällig geworden zu sein. Wenigstens lassen die Dokumente und Depeschen, welche Pater Pierling aus den Archiven seines Ordens und den Aktenschätzen der Vatikana mittheilt, das Problem, wer der falsche Dmitry eigentlich gewesen, ebenfalls ungelös't. Aber hat der Pater, dessen Absicht ganz augenscheinlich und eingestandenermaßen war, die Gesellschaft Jesu von dem Vorwurf zu reinigen, den falschen Dmitry erfunden, die Demetrius-Wirrsale gemacht zu haben, hat er alle ihm zugänglichen Akten benützt, benützen wollen? Das ist eine Frage, welche weder bejaht noch verneint werden kann, solange nur Jesuiten die Durchsuchung und Benützung der Jesuitenarchive gestattet wird. Die Thatsache, daß die Gesellschaft Jesu den falschen Dmitry als ein Werkzeug zur Katholicisirung Russlands handhaben wollte, bleibt übrigens durch die Veröffentlichung Pierlings ganz unberührt.

endlichen Tragikomödie „Weltgeschichte“ der Unsinn oder das Unheil einmal recht im Zuge sind, sie nicht bald wieder aufhören. Ein baldiges Aufhören ginge ja der bekannten „sittlichen Weltordnung“ zu sehr wider den Strich. Nachdem die russischen Magnaten und Prälaten den Fürsten Wassily Schuisky zum Zaren gewählt hatten, trat ein zweiter falscher Dmitry auf und zwar zu Putiwl an der lithauischen Gränze. Dieser zweite Schwindler, welcher sich für den am 17. Mai in Moskau ermordeten und zerfetzten, angeblich aber wunderbarer Weise geretteten Dmitry ausgab, stand in jeder Beziehung weit unter seinem Vorbild und Vorgänger. Aber trotzdem fand „der Dieb von Tuschino“, unter welchem Namen er in der Geschichte Russlands verrufen ist, Glauben, Anhang und Unterstützung. König Sigismund und die polnischen Magnaten benützten ihn als Werkzeug der polnischen Politik. Aber die stärkste Leistung von Schamlosigkeit in dieser schamlosen Posse von Kabale war doch, daß Marina Mniszek in dem Dieb von Tuschino ihren „wiedererstandenen“ Gemahl erkannte und anerkannte, mit ihm lebte und einen Sohn von ihm hatte. Nun folgte ein grauenhaftes Wirrsal, ein Bürgerkrieg in Russland, ein polnischer Einbruch, in dessen Verlauf König Sigismund nahe daran war, erst seinen Sohn, dann sich selber zum russischen Zaren zu machen. Endlich wurde auch der zweite falsche Demetrius getödtet, sein Sohn erwürgt und verscholl Marina in einem russischen Klosterkerker. Russland aber erhob sich aus allen diesen Trubeln und Trübsalen erst 1613 wieder zu einer festeren Staatsordnung und zwar mittels der Gründung der Dynastie Romanow, welche in der Person von Michail Fedrowitsch Romanow am 21. Februar des genannten Jahres auf den Zarenthron gelangte.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.